

KULTURAS15 November 2017

Bertolt Brecht: Leben des Galilei	1
Hermann Hesse: Späte Prosa	2
Samuel Beckett: Warten auf Godot	3
Max Frisch: Don Juan	4
Günter Eich: Brandung vor Sebül/Lazern	5
Ernst Penzoldt: Zugänge	6
Peter Weiss: Das Gespräch der drei Gehenden	7
T. S. Eliot: Mord im Dom	8
Bertolt Brecht: Gedichte und Lieder aus Stücken	9
Theodor W. Adorno: Eingriffe	10
Ernst Bloch: Tübinger Einleitung in die Philosophie 1	11
Ludwig Wittgenstein: Tractatus logico-philosophicus	12
Wolfgang Hildesheimer: Die Verjüngung	13
Heinar Kipphardt: Der Hund des Generals	14
Dieter Waldmann: Atlantis	15
Martin Wälder: Fische und Angora	16
Walter Benjamin: Stadtbilder	17
Nelly Sachs: Ausgewählte Gedichte	18
Hans Erich Nossack: Der Untergang	19
Hans Magnus Enzensberger: Gedichte	20
Bertolt Brecht: Mahagonny	21
Ernst Bloch: Avicenna und die Aristotelische Linke	22
Wolfgang Hildesheimer: Aufzeichnungen / Nachstück	23
Karl Krolow: Ausgewählte Gedichte	24
August Strindberg: Ein Trauerspiel	25
Marguerite Duras: Hiroshima mon amour	26
Peter Szondi: Theorie des modernen Dramas	27
Walter Benjamin: Das Kunstwerk	28
Raymond Queneau: Zazie in der Metro	29
Martin Wälder: Ein Flugzeug über dem Haus	30
Bertolt Brecht: Der kaukasische Kreidekreis	31
Max Frisch: Grif Uderland	32
T. S. Eliot: Was ist ein Klassiker? / Dante / Goethe	33
Charles Baudelaire: Tableaux Parisiens	34
Hermann Kasack: Das unbekannte Ziel	35
Max Frisch: Ausgewählte Prosa	36
Marcel Proust: Tage des Lorenz	37
Theodor W. Adorno: Drei Studien zu Hegel	38
Hans Günther Michelsen: Lappschiess / Sizenz	39
Günter Grass: Hochwasser	40
Max Frisch: Besermann und die Brandstifter	41
Erich Heller: Studien zur modernen Literatur	42
Andrej Wonesenskoj: Dreieckige Birne	43
Materialien zu Brechts / Leben des Galilei	44
Hans Erich Nossack: Der Neugierige	45
Genet Grundgens: Wirklichkeit des Theaters	46
Peter Hacks: Zwei Bearbeitungen	47
Günter Eich: Besuchen des Roten	48

Themen

Volkskunst	3
Zamora zeigt	20
Steinzeitkunst	21
Skythen aus dem Frost.....	28
Skythen, im British Museum	29
Willy Fleckhaus	41
Fleckhaus: Die Kunst der Doppelseite	56
Suhrkamp.....	92
Wesentliches.....	101
So lachtet!	120
Werbung.....	127



Archäologische
Funde aus den
Prunkgräbern
der Skythen
im sibirischen
Permafrost:
Eine Ausstellung
des Britischen
Museums.

Benutzen Sie Acrobat Reader. So profitieren Sie von allen Navigations- und Interaktions-Möglichkeiten, die in diesem PDF vorhanden sind. Außerdem können Sie Ihr Exemplar mit Unterstreichungen markieren und mit Notizen versehen. Der Acrobat Reader ist kostenlos bei Adobe herunter zu laden.

Möchten Sie benachrichtigt werden, wenn die nächste Ausgabe von Kulturas erscheint? Dann schicken Sie bitte eine kurze e-mail an kultur.portugal@gmail.com mit dem Betreff «Kulturas-Abo».



Titelbild: Die Regenbogenreihe vom
Verlag Suhrkamp. Design von Willy
Fleckhaus.



Volkskunst

Im Ethnografischen Museum in Zamora (Nordspanien) fanden wir eine überzeugende Sammlung von Zeugnissen der Volkskunst. Keine Gegenstände, die in fernen Kolonien erobert wurden, sondern Beispiele von Objekten, die in schlichter Handarbeit von lokalen Handwerkern hergestellt wurden. Hier einige Schnitzereien in Holz und Horn. Fotos: ph.























MARCELINO
BRIONES
1863











Zamora zeigt

Im Volkskundemuseum in Zamora finden Sie eine der schönsten Sammlungen von lokaler Volkskunst aus Nordspanien. Nicht nur zahlreiche Keramikprodukte, sondern auch Artikeln, die von Hand aus Holz, Horn oder Knochen hergestellt wurden. Oder Textilprodukte, wie die bestickte Taschen auf den vorherigen Seiten.



Steinzeitkunst



Unter der Überschrift „Ur im Stein“ haben wir unseren Lesern im Jahr 2013 zum ersten Male die Steinzeitkunst aus Nordportugal und Spanien vorgestellt. Das war im Kulturas-Heft Nr. 4. Nun kehren wir wieder zu diesem Thema zurück, einen aktuellen Vorwand ausnutzend.

Erstaunlich lebendige und detailreiche Darstellungen von Tieren in unterschiedlichen Schlag- und Gravurtechniken findet man im portugiesischen Parque Arqueológico do Vale do Coa und im spanischen Siega Verde. Beide Parks liegen nahe beieinander, im Grenzgebiet zwischen Portugal und Spanien, am Fluß Douro/Duero.

Die Kunst der Steinzeit ist vor allem durch die Höhlenmalereien in Frankreich und Spanien berühmt geworden; durch die Entdeckung des Felsbild-Ensembles von Foz Côa wurden erstmals eiszeitliche Darstellungen auf Felsflächen *im Freien* bekannt.

Die Felszeichnungen von Foz Côa sind während der letzten Kälteperiode der Eiszeit entstanden, sie sind im Mittel 17.000 Jahre alt. Dargestellt sind Pferde, Rinder, Hirsche, aber auch Ziegen und Fische. Erst in letzter Sekunde konnten diese unersetzlichen Zeugnisse der Vergangenheit vor dem Versinken in einem Stausee gerettet werden.

Neben Joao Zilhao ist António Martinho Baptista eines der bekanntesten Namen im Kampfe für die Erhaltung und für die Promotion des Tales vom Fluß Coa, das 1998 von der UNESCO zum Weltkulturerbe ernannt wurde. Der Name des Archäologen Joao Zilhao ist in Portugal oft ver-



Parque Arqueológico do Vale do Côa. Steinritzungen.

Darstellung zweier Pferde. Circa 20.000 bis 25.000 v.u.Z.

Foto: António Baptista.

drängt worden; dieser Wissenschaftler hat Portugal verlassen und lehrt jetzt in Katalunien.

Ob sich Baptista daran erinnert, zum ersten Male die Figuren von Foz Coa zu sehen? „Ich erinnere mich genau, es war im November von 1994, als Nelson Rebanda – der Archäologe, der die ersten paläolithischen Gravuren entdeckt hat –, mich nach meiner Meinung fragte. Es war der Tag eines großen Sturmes, deswegen bekam ich nur Zeichnungen zu sehen. Aber ich zweifelte nicht daran, daß es etwas sehr altes war. Ich sagte Rebanda: „Wenn dies nicht paläolithisch ist, dann nicht jünger als epipaläolithisch [Übergang des oberen Paläolithikums zur Post-Eiszeit].“

António Martinho Baptista, „Herr der Steinzeitkunst“, bis kurzem Direktor des Museums in Foz Coa, ist nun in Rente gegangen. Er hat vor ein paar Monaten die Leitung des portugiesischen *Parque Arqueológico do Vale do Coa* verlassen. Davor war António Baptista Direktor des Centro Nacional de Arte Rupestre. Nach zwei Jahrzehnten intensiver Verbindung zu den berühmtesten Figuren der Geschichte Portugals verfügt der Archäologe, nun in Rente gegangen, über seine ganze Zeit, um seinen Fotoprojekten nachzugehen.

Der Archäologe Baptista hat sein ganzes Berufsleben der Steinzeitkunst gewidmet; die Geschichte und die Archäologie waren immer



Parque Arqueológico do Vale do Côa. Steinritzungen.

Darstellung eines Rindes. Circa 20.000 bis 25.000 v.u.Z.

Foto: António Martinho Baptista.

seine große Leidenschaften. Im Alter von 17 Jahren wechselte er vom südlichen Alentejo nach Lissabon, um Geschichte zu studieren. Im Jahre 1969 hat er sich im Kurs Archäologie der Faculdade de Letras immatrikuliert. 1973 nahm er Teil an den Dokumentationen von Steinzeitbilder im Tejo-Tal. Im Jahre 2003 nahm er Teil an den archäologischen Erkundungen der paläolithischen Kunst in *Poço do Caldeirão* (im Tal des Flußes Zêzere) mit der Mannschaft des Centro Nacional de Arte Rupestre.

Im Jahr 2005 finden wir ihn in der Archäologischen Station von Citânia-Briteiros, ein Castro bei Guimarães, Nordportugal. Dann, für mehrere Jahre, widmet sich António Martinho Baptista dem Fluß Côa. Ab 1979 begann er als Archäologe im Parque Nacional da Peneda-Gerês zu arbeiten; 1997 wurde er zum Direktor des Centro Nacional de Arte Rupestre ernannt. Anschließend wird er zum Direktor des Parque Arqueológico do Vale do Côa ernannt.



Vale do Côa. Foto: António Martinho Baptista.

António Martinho Baptista ist ein begabter Fotograf. Hier ein Bild der Weinernte in Nordportugal.



© António Martinho Baptista

Siega Verde

Die Fundstätte Siega Verde in der Provinz Salamanca (Kastilien-León) birgt etwa 645 Petroglyphen auf den vom Fluß ausgewaschenen Felsen. Sie wurden erst Ende der 1980er Jahre entdeckt...

Auch sie stellen, aufgrund ihres guten Erhaltungszustandes, ein überaus wertvolles Zeugnis der Kunst von den Steinzeitmenschen dar. Die meisten Felsritzungen zeigen Tiergestalten, doch auch geometrische und schematische Figuren sind zu sehen. Seit 2010 gehören sie dem zum Weltkulturerbe erklärten prähistorischen Felskunst-Ensemble von Vale do Côa und Siega Verde an.

Durch die Jahrtausende nutzten Menschen die Felswände als Zeichenfläche und so entstand eine ausgedehnte Kunstgalerie, in der auch Werke aus der Jungsteinzeit, der Eisenzeit sowie einige neuzeitliche Darstellungen zu finden sind. Daß sich die Kunstwerke an der Oberfläche so gut erhalten haben, hängt mit dem Klima des Tals zusammen, welches eine konservierende Wirkung gehabt hat.



Kunst aus dem Paläolithikum, Parque Arqueológico de Siega Verde Steinritzungen. Darstellung eines Pferdes. Circa 20.000 bis 25.000 v.u.Z. Die prähistorische Fundstätte Siega Verde in der Provinz Salamanca mit Felszeichnungen aus dem Paläolithikum ist von der Unesco in die Liste der Weltkultur-erbestätten aufgenommen worden. Die archäologischen Funde

verteilen sich über eine Länge von rund einem Kilometer auf dem linken Ufer des Río Águeda. Dargestellt sind hauptsächlich Stiere, Pferde, Hirsche und Ziegen. Siega Verde befindet sich rund 20 Kilometer von Ciudad Rodrigo entfernt in der Nähe der Grenze zu Portugal. Foto: web-site

Bei den Darstellungen kann man die verschiedenen Techniken erkennen: Einige Darstellungen von Tieren sind in gepunkteten Linien gezeichnet, die anfangs direkt, später indirekt mit einem anderen Stein als „Malstein“ in den Schiefer gehauen wurden.

Dieser „Zeichen-Technik“ folgten die Ritzzeichnungen, die „echte“ Linien ergaben. Sogar Bewegungen haben die Steinzeitmenschen durch mehrfaches Zeichnen der betreffenden Körperteile darzustellen versucht: einige Pferde haben mehrere Köpfe und Schweife, die einen Bewegungsablauf nachahmen.

Die prähistorische Fundstätte Siega Verde in der Provinz Salamanca mit Felszeichnungen aus dem Paläolithikum ist von der Unesco in die Liste der Weltkulturerbestätten aufgenommen worden. Die archäologischen Funde verteilen sich über eine Länge von rund einem Kilometer auf dem linken Ufer des Rio Águeda, ein „Zwillingsbruder“ des Rio Côa. Dargestellt sind hauptsächlich Stiere, Pferde, Hirsche und Ziegen. Siega Verde befindet sich rund 20 Kilometer von Ciudad Rodrigo entfernt – in der Nähe der Grenze zu Portugal.

Seit 1998 ist das Côa-Tal als Weltkulturerbe anerkannt. 2010 wurde der Welterbetitel um das benachbarte Siega Verde in Spanien erweitert (www.siegaverde.es) und (www.coasiegaverde.com)



Steinritzungen. Darstellung eines Auerochsen. Circa 20.000 bis 25.000 v.u.Z. Museo Numantino - Museum von Numancia, Soria, Spanien. Foto: ph.

Skythen aus dem Frost



Goldvase mit Darstellung von
Kriegern der Skythen.

Skythen, im British Museum

Skythen sind wenig bekannt. Johann Georg Gmelin war Teilnehmer an der *Großen Nordischen Expedition* in den Jahren 1733–1743; diese hat wohl erstmalig Ausgrabungen skythenzeitlicher Grabhügel unternommen¹. Inzwischen ist mehr herausgefunden worden – hauptsächlich wieder aus Funden aus den Grabhügeln. Zum Beispiel ein Stück tätowierter Haut des Torsos eines Kriegers, der vor ungefähr 2,400 Jahren starb und nun zu den eher ungewöhnlichen Schaustücken der Ausstellung des British Museum gehört, die im September begonnen hat.

Diese Ausstellung soll „a light on the Scythians“ scheinen lassen, damit wir etwas mehr über jene ruchlosen nomadischen Reitern erfahren, die ein Imperium vom Schwarzen Meer bis Sibirien und den Grenzen zu China ungefähr 1.000 Jahre lang beherrschten. Wenig ist im Westen

¹ Johann Georg Gmelin: *Expedition ins unbekannte Sibirien, Fremde Kulturen in alten Berichten*; Bd. 7. Jan Thorbecke Verlag, Stuttgart 1999, ISBN 3-7995-0606-3

Ein Reiter trifft auf einen Hasen. Hasen waren Glücksbringer, nach Anschauung der Skythen...



bekannt, aber sie werden als Teil der Vorfahren aller Russen betrachtet.

Das Stück Haut gehört zu den hunderten von Objekten, die vom Hermitage Museum in Sankt Petersburg ausgeliehen wurden. Viele verlassen Russland zum ersten Male und gehören zu den Funden, die erst in den letzten Jahren gemacht wurden. Die außergewöhnliche Konservierung von Holz, Haut, Knochen, Textilien und selbst Genußmittel – wie z.B. die Ledertasche, die zwei Stücke Käse enthielt erklärt sich aus der Tatsache, daß die Skythen ihre Prunkgräber im sibirischen Permafrost trieben. Rettungsausgrabungen werden nun an mehreren Orten unternommen, die vom Klimawechsel bedroht sind, und die Zerstörung von Schätzen einer noch immer geheimnisvollen Zivilisation näherrückt.

Als *Skythen* werden Reiternomaden bezeichnet, die ab dem 8. Jahrhundert v.u.Z. die eurasischen Steppen nördlich des Schwarzen Meeres (im heutigen Südrussland und der Ukraine) von der unteren Wolga und dem Kuban bis zum Dniester besiedelten.

Sie wurden im 4./3. Jahrhundert v.u.Z. von den kulturell nahestehenden Sarmaten, die sich als Stammesverband zwischen der unteren Wolga und der Südspitze des Ural gebildet hatten, unterworfen und assimiliert. Ein Teil flüchtete auf die Krim, wo noch



Die Skythen fochten zu Pferde und waren exzellente Bogenschützen. Dieses goldene Schmuckstück stellt zwei Schützen dar, die kurvige Bögen benutzen, um die Schußkraft ihrer Waffen zu steigern...

bis ins 3. Jahrhundert u.Z. skythische Stammesverbände lebten.

Sie kannten keine Schrift; alles, was man über sie weiß, beruht auf Bodenfunde. Nach dem griechischen Historiker Herodot nannte sich der herrschende Klan Skoloten; die Bezeichnung Skythen stammt aus griechischen Quellen, ist jedoch nicht griechisch. Ihre Sprache wird dem (alt-) nordost-iranischen Zweig der indogermanischen Sprachen zugerechnet.

Nach Herodot waren die Skythen von Königen beherrscht und hielten Sklaven, die sie blindeten (!) und zur Milchverarbeitung einsetzten. Die Diener der Könige stammten aus den weniger angesehenen Stämmen und wurden mit ihnen bestattet. Nach Lukian wurde die soziale Stellung durch den Viehbestand bestimmt. Sogenannte „Achtfüßige“ – Leute, die nur zwei Ochsen besaßen – standen an unterster Stelle. Pindar erwähnt Skythen, die weder Vieh noch Wagen besaßen und denen deshalb die Bürgerrechte fehlten. Er kennt auch eine Aristokratie, die *pilophoroi*, also die Träger von Filzmützen.

Laut Herodot kannten die Skythen eine Form des sogenannten Schwitzrituals, ähnlich dem der nordamerikanischen Lakota-Indianer. Dabei wurden ganze Hanfpflanzen auf den Steinen verräuchert. Im Weiteren berichtet Herodot über den Brauch der Skythen, sich bei Trauerfeierlichkeiten das Gesicht zu zerschneiden (!) Dieser Brauch ist auch später bei den Mongolen und Türken feststellbar.



**Goldobjekt mit Darstellung
von einem Hirschen mit
gefalteten Beinen.**

Griechische und römische Quellen bezeichnen manchmal das gesamte Gebiet der kulturell und auch sprachlich nahe verwandten Reiternomaden Osteuropas und Mittelasiens im 1. Jahrtausend v.u.Z. als Skythien. Dort lebten u.a. auch die Stammesverbände der Saken, Sarmaten und Massageten. In der Archäologie wird dieser Kulturraum Skythiens im weiteren Sinne als „skythisch-sakischer Kulturraum“ oder „Skythisch-sakischer Horizont“ bezeichnet.

Zu ihm zählen als älteste Kulturen (seit dem 9. Jahrhundert v.u.Z.) auch einige archäologische Kulturen Südsibiriens wie die Tagar-Kultur (im Minusinsker Becken), Pasyryk-Kultur (Altai), Aldy-Bel-Kultur (Tuwa) und die Tes-Stufe (Tuwa). Die ethnische Zugehörigkeit ihrer Träger ist unbekannt, aber ihre materielle Kultur ähnelt derjenigen der Skythen am Schwarzen Meer.

Aufgrund des Alters dieser südsibirischen Kulturen, der archäologisch erforschten Ausbreitung dieser Kultur vom Osten in den Westen und Südwesten und Herodots Angaben, daß die Skythen aus dem Osten kamen, gehen Archäologen von einer Herkunft der Skythen, Saken u.a. aus dieser Region aus. Eine nach Osten abgewanderte Splittergruppe bildete die Ordos-Kultur.

Goldvase mit Darstellung von Skythen aus dem Kurgan von Kul-Oba, zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts v.u.Z.



Nach archäologischen Erkenntnissen waren die Stammesverbände des skythisch-sakischen Kulturraums die ersten in der Geschichte der Steppen Asiens und Europas, die (bis auf wenige Ausnahmen) auf jahreszeitlich genutzte feste Ansiedlungen mit bescheidenem Ackerbau verzichteten und zum ganzjährig nomadisierenden Leben als Reitervolk übergingen.

Funde von der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts und dem späten 4. Jahrhundert v. Chr. aus dem nördlichen Schwarzmeergebiet werden als skythisch bezeichnet. Die materielle Kultur mit Verzierungen im skythischen Tierstil, eisernen Kurzschwertern, Lamellenpanzern, Bronzekesseln mit hohem Standfuß, speziellen Formen der Trensenknebel, Katakombengräbern unter Grabhügeln und anthropomorphen Großplastiken ist jedoch über ein wesentlich weiteres Gebiet verbreitet.

Während die meisten russischen und ukrainischen Archäologen den Begriff Skythen auf Funde zwischen dem Bug und dem Kuban und an der Küste des Asowschen Meeres beschränken, also dem Gebiet, in dem nach Herodot Stämme lebten, die sich selbst als Skythen bezeichneten, wird der Begriff im Westen meist auf die gesamte nordpontische (nördlich des Schwarzen Meeres) und westsibirische reiternomadische Kultur der frühen Eisenzeit übertragen und umfasst damit mit Sicherheit auch Stämme, die sich selbst nicht als Skythen bezeichneten.

Kopfschmuck eines Pferdes. Ausgestellt in der Schau des British Museums, in London.



Die materielle Kultur, die traditionell den Kimmerern zugeschrieben wird (Funde bei Tschernogorowka und Nowotscherkassk), endet im 7. Jahrhundert abrupt und wird durch skythische Funde abgelöst. Dies stützt die Angaben Herodots über den Einfall der Skythen, die nach Meinung einiger Forscher aus dem Altai-Gebiet gekommen sein sollen. Seit dem 7. Jahrhundert finden sich auch in der Koban-Kultur des nördlichen Kaukasus deutliche skythische Einflüsse.

Die archäologischen Funde stammen vor allem aus Ausgrabungen von Grabhügeln (Kurgane), die unter anderem Gold, Seide, Waffen, Pferde und Bestattungen enthielten. Ein unversehrter Kurgan wurde 2001 im Tal der Zaren bei Aržan in der südsibirischen Republik Tuwa entdeckt. Der Sensationsfund mit Tausenden von Goldobjekten gelang dem deutschen Archäologen Hermann Parzinger – aufgrund von Reiseberichten über Kurgane von Reisenden des 18. Jahrhunderts...

Der teilweise sehr gute Erhaltungszustand der Überreste, wie in den Kurganen von Pazyryk, ist Mumifizierungstechniken – und dem sibirischen Permafrost zu verdanken.

Im Sommer 2006 wurde im Permafrostboden des Altaigebirges in Tuwa von Hermann Parzinger und Mitarbeitern des Deutschen Archäologischen Instituts DAI in Kooperation mit russischen



Schwarz- und rotfigurige Vasen aus Athen zeigen skythische Bogenschützen, die an ihrer enganliegenden Kleidung mit Hosen und den spitzen skythischen Mützen zu erkennen sind. Oft benutzten sie einen Reflexbogen, der jedoch auch zur Bewaffnung der Griechen gehörte. Diese Darstellungen wurden als Beleg dafür gesehen, daß die Skythen athenischen Vasenmalern aus eigener Anschauung vertraut waren. Man nahm an, daß diese als Leibwache des Tyrannen Peisistratos und seiner Söhne in Athen weilten.

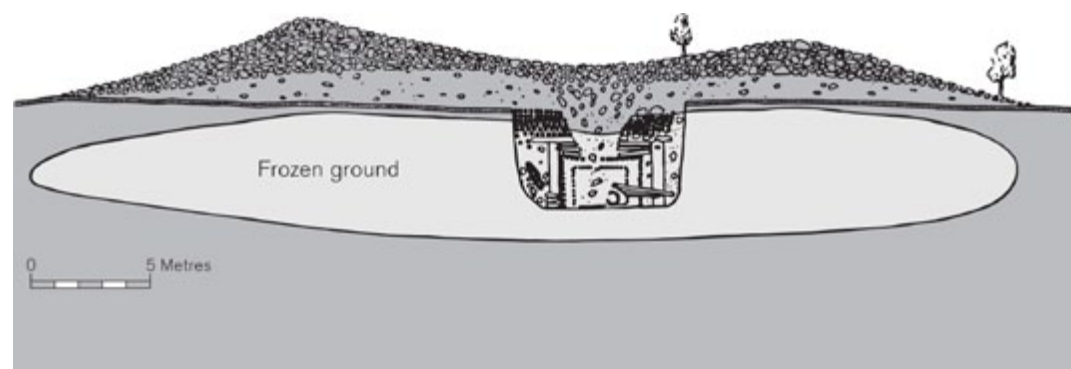
Archäologen aus einer Grabkammer die *Eismumie* eines skythischen Reiterkriegers geborgen. Ihr Alter wurde auf 2.500 Jahre geschätzt. Außerdem liegen Dendro-Daten der Kammer vor. Die Mumie trug einen prächtigen Pelzmantel und einen kunstvoll verzierten und vergoldeten Kopfschmuck. Auch ein Kompositbogen ist erhalten.

Archäologische Belege für eine skythische Präsenz in Anatolien, von der sowohl griechische als auch assyrische Quellen berichten, sind, abgesehen von dreiflügligen Pfeilspitzen, spärlich. Ein Grab aus İrminler, Provinz Amasya am Südrand des Pontus enthielt neben 21 zweiflügligen Bronzepfeilspitzen ein eisernes Langschwert mit herzförmigem Heft, einen Streitpickel, wie er für das Altai-Gebiet typisch ist, einen goldenen Armreif und eine Trensenstange. Die Grabkammer war mit einer Trockenmauer eingefasst und 2,8 m lang. Die Bestattung enthielt Knochen von Menschen und Pferden.

Ein weiterer Fund aus dem Schwarzmeergebiet (Provinz Amasya) geht auf Raubgrabungen zurück und ist ohne genauen Fundort. Hier lagen 250 zweiflüglige Pfeilspitzen in einem Grab. Die Gräber werden in das 7. und frühe 6. Jahrhundert datiert. Auch hier ist aber nicht sicher zu sagen, ob es sich um kimmerische, skythische oder sarmatische Krieger handelt; das Langschwert spricht vielleicht eher für letztere.



Die Skythen kannten keine Schrift. Alles, was man über sie weiß, beruht auf Bodenfunde. Hier eine archäologische Ausgrabung eines Grabes, mitten in der Steppe.



Der Goldschatz von Ziwiye (Iran) aus einem Grab aus der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts enthält sowohl skythische als auch vorderasiatische Gegenstände, die vermutlich Kriegsbeute darstellen. Auch die Nekropole von Sé Girdan im Uschnu-Tal scheint skythische Elemente zu enthalten.

Inschriften aus Olbia und dem Bosporanischen Reich überliefern Details zu Feldzügen gegen die Skythen. König Kanita (3. Jahrhundert) prägte in Istros, Skiluros (2. Jahrhundert) in Olbia Münzen. Seit dem 2. Jahrhundert wird es immer schwieriger, die skythische und sarmatische materielle Kultur zu trennen. Vermutlich kam es zu einer allmählichen Assimilation.



Ausstellungshinweis: *Scythians: warriors of ancient Siberia*, British Museum, 14. September 2017 bis 14. Januar 2018.



Goldfunde, ausgestellt
in der Schau des British
Museums, in London.



Dieses Stück von einem Tatu auf der Haut zeigt einen Tiger mit heftigen Krallen. Es wurde in einem Grab in Pazyryk (Teil des Unesco world heritage Gebietes in den Gebirgen des Altai in Siberien).

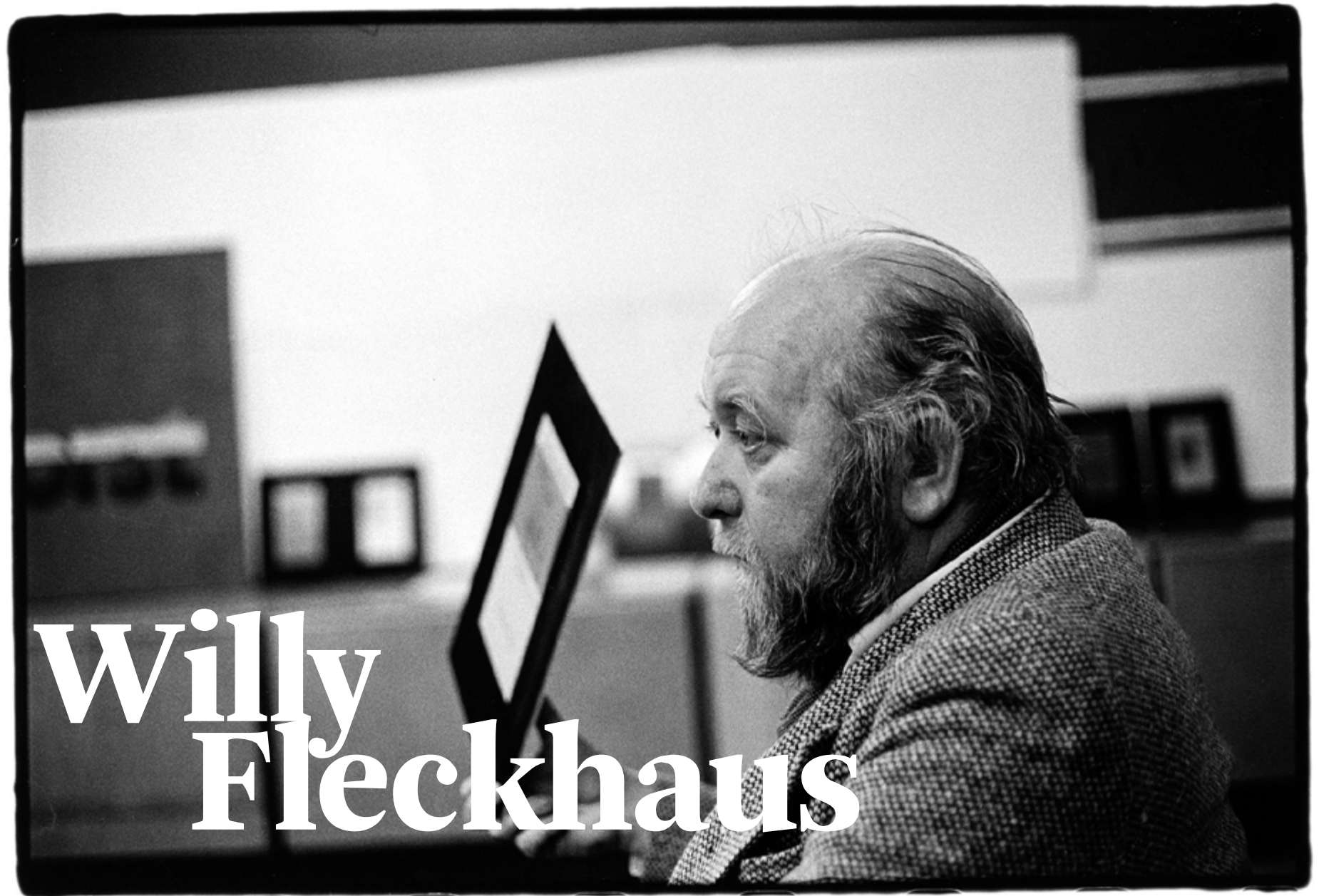


In diesem Lederbeutel waren zwei Käsestücke aufbewahrt...





Ein moderner Schafshirte. Im Hintergrund:
das Altai-Gebirge. Photo: Wolfgang Kaehler/
LightRocket via Getty Images.



Willy Fleckhaus

DER ERSTE DEUTSCHE ART-DIRECTOR

Er war der einflussreichste Grafikdesigner des 20. Jahrhunderts, ein Autodidakt ohne Ausbildung, der optisch wegweisende Zeitschriften wie *twen* oder das FAZ-Magazin gestaltete. Beide gibt es nicht mehr. Eine Ausstellung wurde in Köln und München gezeigt.

Zunächst wurde die museale Würdigung in Köln präsentiert; jetzt ist das Münchener Museum Villa Stuck dran. Willy Fleckhaus (1925–1983) Schaffen wird mit 350 Objekten, darunter Magazine, Fotografien, Illustrationen, Bücher, Buchreihen und Plakate gezeigt. Wie kein Zweiter hat Fleckhaus die visuelle Kultur der jungen Bundesrepublik von den 1960er bis in die 80er Jahre geprägt. Er verschmolz die strenge Schweizer Grafik mit der Fantasie des amerikanischen Editorial Design und wurde zum Vorbild von Magazin- und Buchgestaltern, Werbern und Fotografen. Man nannte ihn den „teuersten Bleistift Deutschlands“.

Fleckhaus war auf allen Gebieten visueller Kommunikation tätig. Er hat Zeitschriften und Bücher konzipiert, Plakate und Signets entworfen, Kataloge und Festschriften betreut. Konkret verbinden sich mit dem Namen Willy Fleckhaus das in Köln gegründete Jugendmagazin *twen*



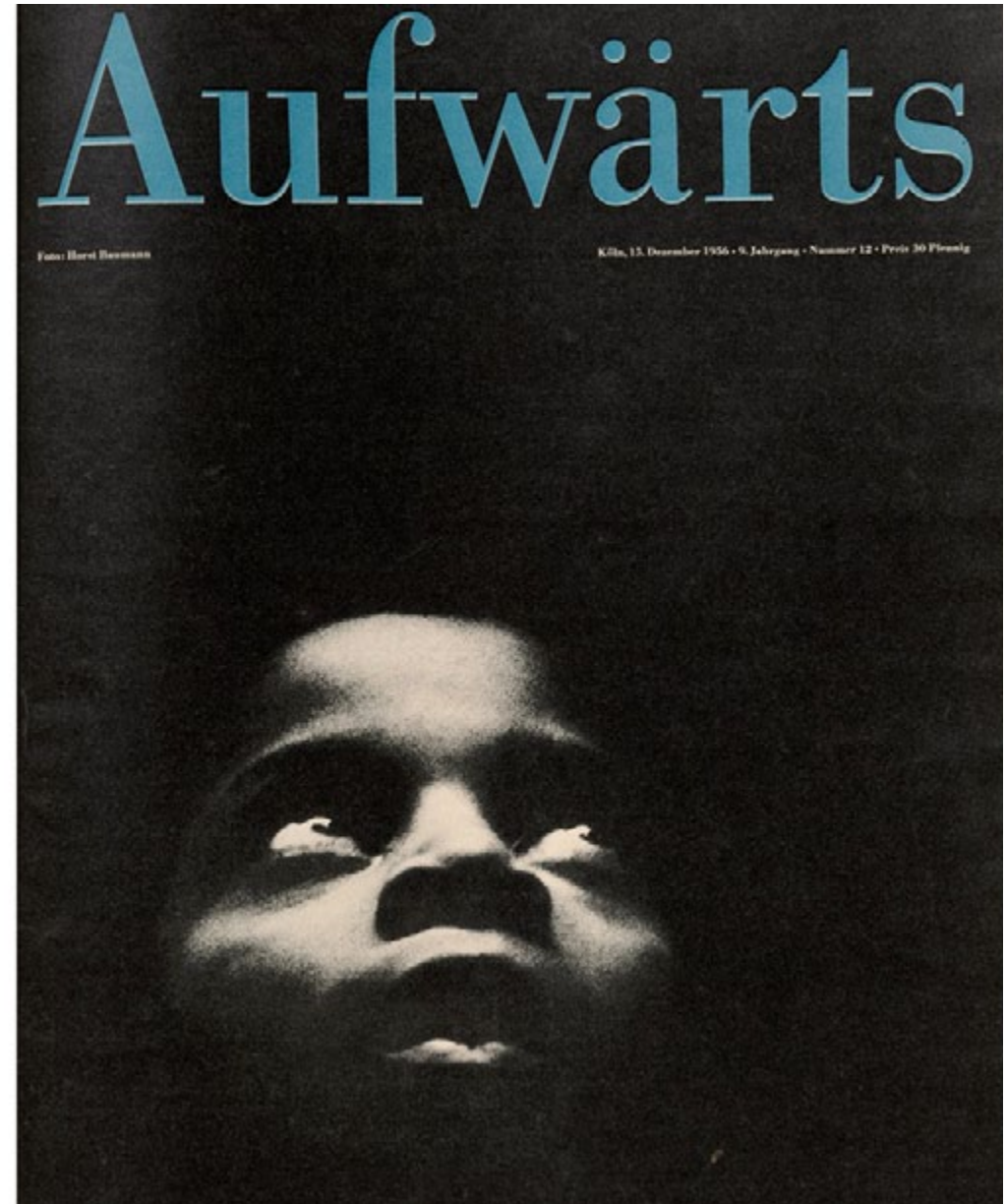
(1959–1971), die Illustrierte *Quick*, das *Magazin der Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, Buchreihen wie die in Regenbogenfarben gestaltete *edition suhrkamp*, Ausstellungen zur Kölner photokina oder das Erscheinungsbild des WDR.

1 973 war Fleckhaus Präsident des deutschen *Art Directors Club*, 1974 wurde er Professor an der Folkwangschule in Essen. Von 1980 bis zu seinem Tod lehrte er an der Bergischen Universität Wuppertal Typografie im Fachbereich Kommunikationsdesign.

Zunächst Journalist, wurde Fleckhaus in den 1960er Jahren zum ersten *Art Director* der jungen Bundesrepublik. Seine Entwürfe sind im kollektiven Gedächtnis unmittelbar mit den „Wilden Jahren“ der Studentenrevolution in Deutschland verbunden: die Zeitschrift *twen*, deren Mitbegründer und *Art Director* er war; das Logo der Zeitschrift *Quick*; die Wort-Bild-Marke *Ein Herz für Kinder*; die Regenbogenreihe des Suhrkamp Verlages; das frühere Logo des WDR.

Fleckhaus ist Deutschlands erster *Art Director*. Außer Otl Aicher gibt es keinen, der das grafische Gesicht der Bundesrepublik so geprägt hat. Mit seinen Umschlägen, vorzugsweise in Serie, hat er die sogenannte Suhrkamp-Kultur mitgeschaffen, er hat sich das Logo der *Quick* ebenso ausgedacht wie das des WDR und von *Ein Herz für Kinder*. Er war der *Art Director* von *twen* und vom 1980 gegründeten FAZ-Magazin, hat 20

Bei Fleckhaus mussten Fotos sich nicht mehr dem Text unterordnen, ihn illustrieren, sie sprachen ihre eigene Sprache. Fleckhaus war auch ein Mann des Wortes. Seine Laufbahn hatte er nach dem Krieg als Journalist begonnen, bei der katholischen Jugendzeitschrift „Der Fährmann“; später wechselte er zur Jugendzeitschrift „Aufwärts“, bis 1958 arbeitete er für den gewerkschaftseigenen Bund Verlag. Er war umfassend gebildet, las gern und viel.



Jahre lang Ausstellungen und Kataloge der Kölner photokina, der Fotomesse, gestaltet.

Nachdem er gelesen hatte, daß in der Toskana immer mehr Bauernhäuser leer standen, gab er eine große Fotoreportage der malerisch verfallenen, spottbilligen Landhäuser in Auftrag. Das Ergebnis der twen-Geschichte: „die erste Besiedelung der Toskana durch Deutsche“. Schon als Kriegsgefangener hatte sich der 1925 in Velbert geborene Katholik in Italien verliebt – in die Landschaft, das Licht, die Unbeschwertheit. 1959, das war sein Schicksalsjahr. Es war das Jahr, in dem Peter Suhrkamp starb, Siegfried Unseld den Verlag übernahm, Fleckhaus begegnete und ihm die Gestaltung der Insel- und Suhrkamp-Taschenbücher, der Bibliothek Suhrkamp und, sein größter Coup, der edition suhrkamp übertrug, die 1963 auf den Markt kam.

Auch wer Adorno, Marcuse, Horkheimer im Leben nicht las, stellte sich die Reihe in den 48 Farben des Sonnenspektrums von blauviolett bis blauviolett ins Regal, „ein endloses Band, das sich wieder schließt“. Die Idee kam ihm fast nebenbei, im Gespräch. Fleckhaus hatte sein Ziel erreicht: Er wollte aus Büchern kein Kunstwerk machen, er wollte, dass sie



gekauft wurden. Und das schaffte er nun, indem er genauso radikal wie mit den Fotos allein mit Farben, Raum und Schrift arbeitete.

Fleckhaus hatte den absoluten Blick, so wie andere das absolute Gehör haben. Ob er Bilder aussuchte und beschnitt, Buchstaben zusammenschob, einen Bindestrich verrückte. Er war Ästhet durch und durch – zu sehr, wie seine Kritiker monierten. 1959, das war auch das Jahr, in dem Fleckhaus zusammen mit Adolf Theobald, der später „Capital“ gründete, „twen“ auf den Markt brachte.

twen, das Wort gibt es im Englischen so wenig, wie es in der Adenauerzeit eine solche Zeitschrift gab. „Mit ‚twen‘“, so schreibt Michael Koetzle in seinem Buch über die Zeitschrift, „erschien ein Blatt neuen Typs, frisch, frech, fröhlich, sinnlich, von bestechender Optik, kompromisslos modern gestaltet, provozierend in den Themen, vergnüglich im Ton, optimistisch und voller Lust auf Leben.“

Fleckhaus war ein Geschichtenerzähler. Bei Partys scharte er schnell die Zuhörer um sich. Auch als Artdirector wollte er Geschichten erzählen. Das Einzelbild, womöglich eins mit Kunstanspruch, fand er langweilig. „Blätterkino“, so nennt Thomas Schröder das, was Fleckhaus auch später beim „FAZ-Magazin“ machte: „eine dramaturgische Bewegung, die sich durchs Blatt zog, ein Wechsel der Perspektiven, von Nähe und

Distanz“. „Seine Welt“, hat Heinz Edelmann einmal gesagt, der als Illustrator für „twen“ arbeitete und mit Fleckhaus zusammen das Bild des WDR gestaltete, „seine Welt begann ab 64 Seiten.“

Jeden Montagabend zog er sich nach dem Essen mit dem „Spiegel“ zurück und ward nicht mehr gesehen, „das war für ihn absolute Entspannung“. Fleckhaus begriff sich nicht als Gestalter, der layoutete, was andere ihm in die Hand drückten, sondern als Blattmacher, als Chefredakteur – ein Posten, den er bei „twen“ einmal interimweise auch offiziell übernahm. Er bestimmte die Themen mit, Jazzmusik, „Die Kunst, keinen BH zu tragen“, Sex, Porträts von Uschi Obermeier und Philip Roth ...

Und er war es, der Siebeck dazu brachte, sein allererstes Rezept zu schreiben, seine erste Restaurantkritik. So radikal modern er als Gestalter war, war Fleckhaus zugleich „ein Mann seiner Generation“ mit sehr traditionellem Rollenverständnis. Er war derjenige, der das Geld nach Hause brachte. Auch wenn er zu diesem kein Verhältnis hatte, wie seine Frau Ulla erzählte, oft nicht wusste, was er verdiente, es aber gern ausgab. Immer wieder haben sie Krach bekommen, weil es ihn in die viel zu teuren Sternerestaurants zog.

Den Haushalt, das Kochen, die Erziehung der drei Kinder überließ er seiner Frau. Vor allem mit den Söhnen gab es ab einem gewissen Zeitpunkt jeden Abend am Tisch

Streit. Während Siebeck ihn als gelassenen Buddha erlebte, beschreibt Ulla Fleckhaus ihren Mann als durchaus jähzornig. Fleckhaus wollte nicht diskutieren, er wollte bestimmen. Daher kam es auch mit „Siegfried dem Großen“, wie Unseld genannt wurde, mit dem er eng befreundet war, immer wieder zum Krach. Dieser Umschlag oder keiner, war Fleckhaus' Devise.

Einen Qualitätsfanatiker nennt Thomas Schröder ihn. Alles Mittelmäßige war ihm zuwider, allein „die Höhepunkte menschlichen Tuns“ interessierten ihn, so beschreibt es McBride, egal ob es um eine Kirche ging, eine Straßenanlage, ein Foto, eine Landschaft oder einen Braten.

Die große Klarheit: Das, sagt der Grafikdesigner Carsten M. Wolff, der mit Michael Koetzle ein materialreiches (leider vergriffenes) Buch über den Gestalter recherchiert hat, ist es, was er bis heute an Fleckhaus so schätzt: Lieber ein großes Bild als drei, vier kleine, die Arbeit mit starkem Kontrast, etwa zwischen großer fetter Schrift und zarten Illustrationen.

Fleckhaus, der nie eine Uni besucht, nicht einmal Abitur hatte, wurde selber Professor, erst in Essen, dann in Wuppertal. Auch als solcher erzählte er seinen Studenten morgens oft als Erstes eine Geschichte aus dem Leben. Was nicht bedeutet, dass er gemütlich war.

In seiner Kritik an Studentenarbeiten konnte er hart und ruppig sein. Aber sein Unterricht

war extrem praxisorientiert und denen, die er schätzte, verschaffte er Aufträge und Jobs, machte mit ihnen etwa ein „Merian“-Heft über die Toskana.

Auch so prägte Fleckhaus das Gesicht der Bundesrepublik: durch all die Schüler und Assistenten, die dann selber Artdirectoren und Professoren wurden. Und durch jene jüngeren Grafikdesigner, die fasziniert von seiner Arbeit, seinem Mut waren, ohne ihm je persönlich begegnet zu sein. Die Kunstzeitschrift „Monopol“ zum Beispiel, meint Carsten M. Wolff, war in ihrer Anfangszeit „reinstes Fleckhaus-Design“.

Dass dieser selber Autodidakt war, glauben Wolff und Michael Koetzle, war sein großes Glück. „Wer etwa die Regeln klassischer Typografie nicht vermittelt bekam, erlaubt sich eher, sie zu brechen.“ Und er suchte sich seine Vorbilder selber.

Die mit Abstand wichtigste Referenz-Figur war Alexey Brodovitch, der Art Director von *Harper's Bazaar*, auch er ein Autodidakt, der eng mit Irving Penn zusammenarbeitete. Ohnehin war Fleckhaus „ein Amerikabegeisterter“, so McBride, was der Fotograf nicht nur auf die moderne Gestaltung bezieht, sondern auch auf die Ideen von Freiheit und Demokratie, auf die Energie dort.

Fleckhaus, der Genießer und Liebhaber guten Rotweins, setzte das Vitello Tonnato genauso großzügig in Szene wie Angela Davis oder „Supermann in Unterhosen“.

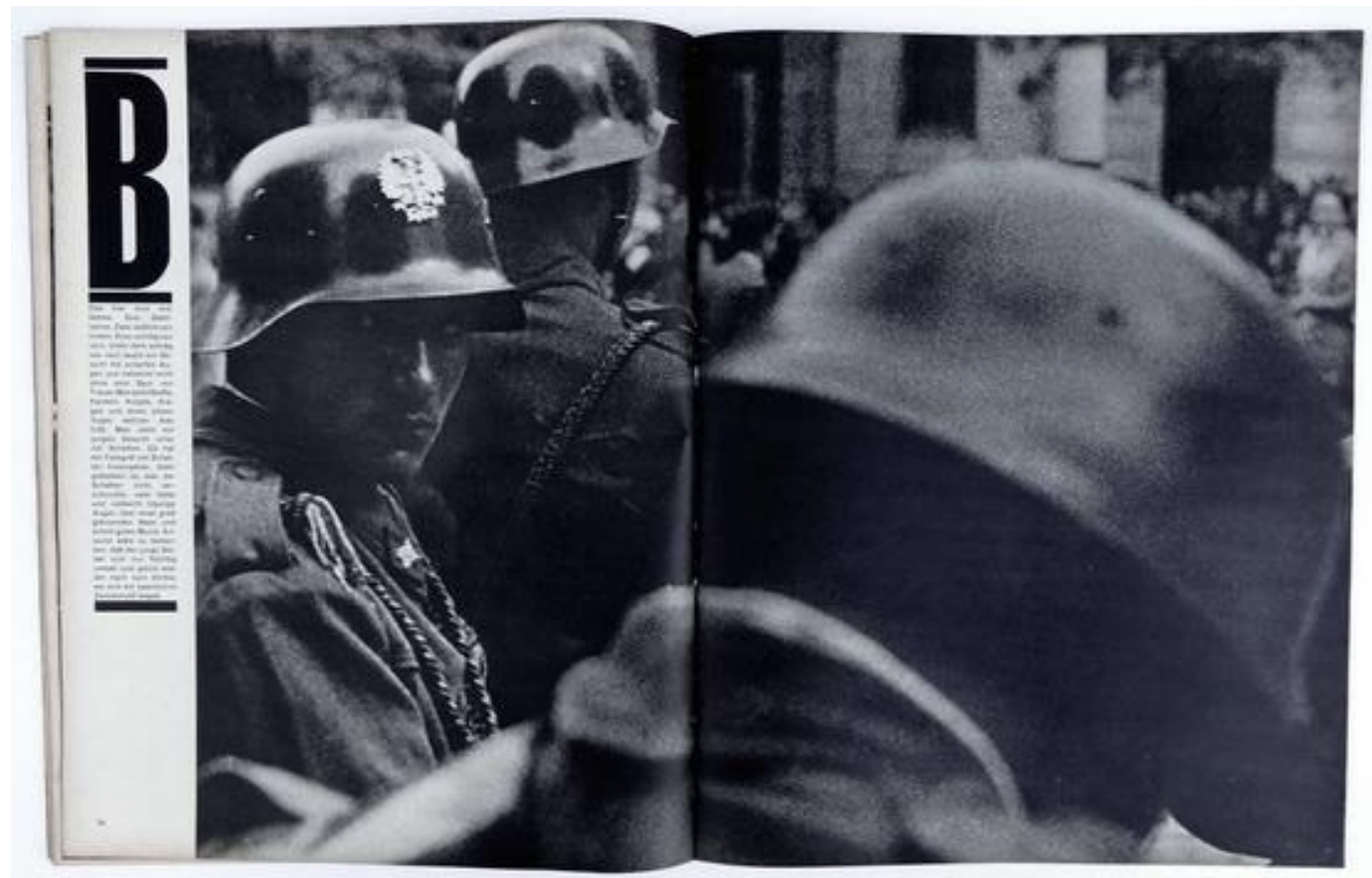
Trotz des legendären Rufs, den twen aufgrund seiner Gestaltung besitzt – große Gewinne hat die vielfach preisgekrönte Zeitschrift nicht gemacht. Die Auflage des in Produktion teuren Heftes ging selten über 100.000 hinaus. Mehrmals wurde das Magazin verkauft, bis es 1971 endgültig eingestellt wurde. Aber da war der Art Director Fleckhaus schon nicht mehr dabei. 1970 musste er gehen.



Und die Begeisterung beruhte durchaus auf Gegenseitigkeit. Kaum war „twen“ auf den Markt gekommen, organisierte Designer Milton Glaser, der Erfinder des Logos „I Love New York“, eine Ausstellung über die innovative Zeitschrift, später wurde Fleckhaus in die Hall of Fame des Art Directors Club New York aufgenommen.

Sehr verehrt hat er auch Max Bill, Rektor der Ulmer Hochschule für Gestaltung – deren andere Vertreter Fleckhaus zu dogmatisch und puristisch waren. Max Bill verdankte er sein legendäres Raster, Linien im Quadrat, das den Ordnungsrahmen bildete für all die gestalterischen Freiheiten, die er sich nahm.

Von Max Bill, mit dem er befreundet war, ließ er sich auch sein Haus im Bergischen Land bauen. Willy Fleckhaus brauchte beides, die Verwurzelung in der Heimat seiner Kindheit und die Fremde: Italien, das Sehnsuchtsland. Dort, in seinem Garten in der Toskana, ist Fleckhaus gestorben, am 12. September 1983, mit 58 Jahren.



- Otto Redding Show -



Donnerstag, 8. Januar 1970
17.25-17.53 Uhr
Jugend fragt Politiker
 Eine Sendung mit Günter Müggendorf aus dem Studio Bonn

Freitag, 9. Januar 1970
17.25-17.53 Uhr in Farbe
Flirt
 Ein Film von Gerhard Schmidt und Gerold Vandenberg
 Vier Jungen (Martin, Christoph, Georg, Jürgen) eine Clique, ein Mädchen (Catherine) kommt dazu.
 Damit fängt's an.
 Martin verliebt sich in Catherine, der Rest der Clique ist sauer und sabotiert erst spielerisch, dann bösartig das Verhältnis. Ihr Placat: „Klaneweb“ auf Martin ansetzen, um ihn so von Catherine zu trennen. Aber das sogenannte Klassenweb Mariannes geht nur schiefbar auf den Plan der Clique ein. So geht der spielerische Flirt allmählich in eine groteske Litzge über.
 Der letzte Spielfilm „Flirt“ erzählt selbstverständliche Beziehungen zwischen jungen Leuten in selbstverständlicher Weise. Und das ist heutzutage ein Fernsehprogramm gut nicht so selbstverständlich.

Donnerstag, 22. Januar 1970
17.25-17.53 Uhr
Swing in - Rock in
 - Ten Years After -
 Mal handfest und aggressiv im Stil des großstädtischen Kansas-City-Blues, mal nachdenklich, lyrisch und holde wie ein Country-Song, mal satzungselektronisch oder experimentell.
 „Ten Years After“, die sich in einer eigenen 30-Minuten-Show erstmals ausführlich im deutschen Fernsehen vorstellt, will einfach lebendig musizieren, ohne Einschränkungen und ohne Ideologien. Eine ihrer Platten nannten die Musiker „Undead“ („Unstir“), und das heißt nichts anderes als „Jive“.

Samstag, 24. Januar 1970
15.30-16.00 Uhr
Raff
 Eine Sendung von Hans-Gerd Wegand

Donnerstag, 3. Februar 1970
17.25-17.53 Uhr in Farbe
Die Stimme des Wassers - I
 Ein Film von Bert Haaststra
 Farbige Visionen von indischen Kaskaden, Flüssen, Tischen, Seen und Menschen, die an und auf ihnen leben, arbeiten müssen.

Freitag, 6. Februar 1970
17.25-17.53 Uhr in Farbe
Die Stimme des Wassers - II
 Ein Film von Bert Haaststra

Montag, 9. Februar 1970
17.30-17.40 Uhr
Barbra in Paris
 Ein Film von Paul Ellnasser
 Die Stimme Amerikas - Barbra Streisand - gibt in der Partner-Oper die Europagebietere ihre Pläne „Funny Girl“ nach dem gleichnamigen Broadway-Musical. Unser Kamerasteam beobachtete Barbra bei der Premiere, bei der Pressekonferenz und außerdem erhielt unser Team noch ein Exklusivinterview für das Jugendprogramm.

17.40-17.53 Uhr
Melodie für eine Hütte
 Ein Film von Uwe Brandner
 Zunächst muß man zitternd konzentriert hinhören, um überhaupt zu begreifen, was dieser Film will. Danach erkennt man den Dypot zwischen einem Musiker und einem Barbesitzer als Arbeitgeber. Ein Dypot, der sich aber mit optisch anregt.
 Dieser Film land bereits auf den Festtagen in Oberhausen ein positives Echo.

Dienstag, 10. Februar 1970
17.25-17.53 Uhr
So fliegen wir morgen
 Ein Bericht von Günter Krippendorf
 Jumbo Jet und Concorde werden die größten und schnellsten Passagierflugzeuge der westlichen Welt sein. Statt 100 Passagiere können gleich 450 an Bord eines Jumbo Jets sitzen. Statt 900 km/Std. fliegen die Concorde Überschallgeschwindigkeit und verkürzt damit die Transatlantikstrecke um einige Stunden Flugzeit.
 Wie sehen diese Maschinen aus, wie werden die Menschen darin befördert und wie können sie Überschallgeschwindigkeit vertragen? Das alles wird von diesem Bericht zu erfahren sein.

Donnerstag, 12. Februar 1970
17.25-17.53 Uhr
Jugend fragt Politiker
 Eine Sendung aus dem Studio Bonn mit Gerd Ruge
 (Zu diesem Zeitpunkt wechselt Günter Müggendorf als Auslandskorrespondent nach Hongkong über.)

Freitag, 13. Februar 1970
17.25-17.53 Uhr
Swing in - Soul in
 - Otto Redding Show -
 „Ich verlief mich in Georgia“, sang Otto Redding in „Deck of the Rat“ und stampfte in die San Francisco Bay. Ich hab' nichts wolle ich leben könnte, und nichts Gottes läuft mir über den Weg. So setz' ich mich an das Deck von der Bruch und schau den Wellen zu und auch der Flut.“
 Als das Lied, das alsbald auf Nummer 1 sämtlicher US-Hitparaden stand und mit mehreren Platzierungen ausgezeichnet wurde, auf Schallplatte herauskam, war Otto Redding schon tot. Auf dem Weg zu einem Konzert war Reddings Privatmaschine bei Madison, Wisconsin, mit 8 Insassen abgestürzt. Der Sänger, den man mit seinem 26. Jahren den „König der Soul-Musik“ nannte, wurde am 18. Dez. 1967 auf seiner Farm in Macon im amerikanischen Bundesstaat Georgia begraben.
 Doch Otto Redding hat nicht nur schallplatten-Musik hinterlassen. Bei seinem letzten großen Konzert in der Londoner Royal Albert Hall wurde ein Fortschritt gelehrt, den das Jugendprogramm des WDR exklusiv erwerben konnte. Zwei neuen Male wird die Bühnenschau zu sehen, die Musik zu hören sein, die Redding zu einem Idol der schwarzen und weißen Jugend Amerikas gemacht haben: Otto Redding und seine Song mit der Leidenschaft des Predigers in einer Negerkirche, mit dem Ingerium eines Black-Power-Propheten, mit der Ausdruckskraft und dem stürmischen Nouten eines Bluesängers aus dem Mississippi-Delta - immer mit tollerster Intensität. Die Soul-Musik, jene heilige Mischung aus Pop - Gospel und Blues verlor in ihm einen der begabtesten Interpreten.

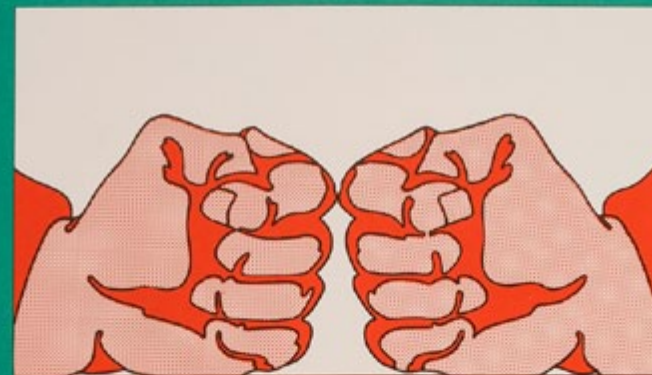
Samstag, 21. Februar 1970
15.30-16.00 Uhr
Raff
 Eine Sendung von Hans-Gerd Wegand

Montag, 2. März 1970
17.25-17.53 Uhr
Mauritius
 Ein junger Mann, ein junges Mädchen, eine Entführung, Power-Pose, Chansons. Ein Vater, der ein Freund ist, ein Freund, der, wenn man ihn nicht geweckt hätte, gestorben wäre.
 Dieser Film des belgischen Fernsehens erhielt auf dem letzten Prix Jeunesse '68 den Preis für die beste Unterhaltungssendung im Jugendprogramm.

Samstag, 14. März 1970
15.30-16.00 Uhr
Raff
 Eine Sendung von Hans-Gerd Wegand

Montag, 16. März 1970
17.25-17.53 Uhr
Swing in - Chicago Transit Authority
 - Chicago Transit Authority -

Freitag, 20. März 1970
17.25-17.53 Uhr
Jugend fragt Politiker
 Eine Sendung aus dem Studio Bonn mit Gerd Ruge



Umstrittene Sachen

Dienstag, 14. Januar 1969
 20 Uhr
 Funkhaus Köln
 Kleiner Sendesaal

Karten ab 7.1.1969
 an der Konzertkasse
 des Funkhauses
 werktags 10-13 Uhr
 Abendkasse eine Stunde
 vor Beginn
 Änderungen vorbehalten

Bundestag in der Krise?

Diskussionsteilnehmer:
 Dr. Hans Apel
 Prof. Dr. Ralf Dahrendorf
 Sebastian Haffner
 Walter Leisler Kiep
 Die Diskussion leitet
 Ulrich Blank

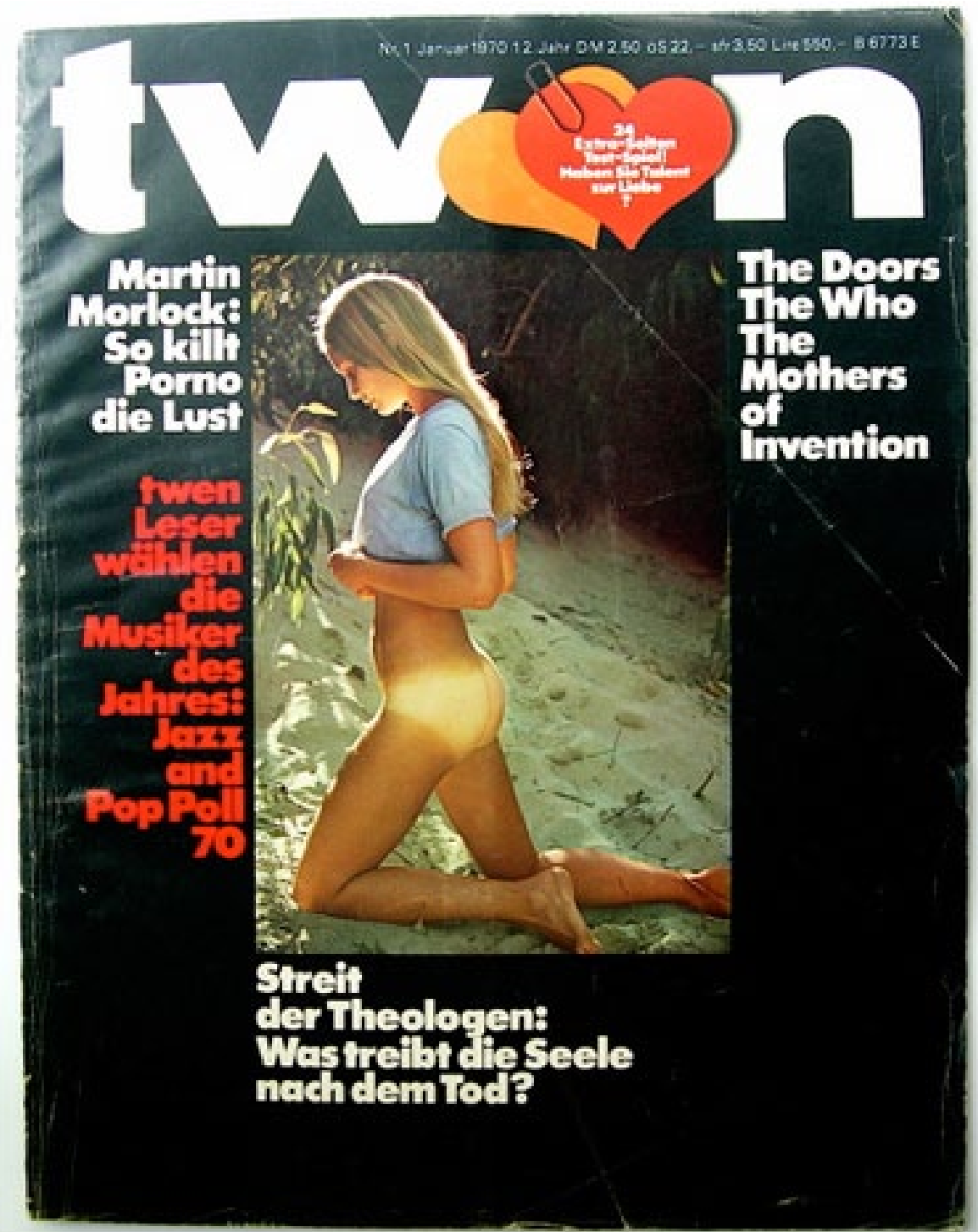
WDR



„twen ist“, wie Dr. Konrad Friesicke vom Bundespresseamt in einem Gutachten für Wuermelings Familienministerium schrieb, „frappierend neuartig... Die Zeitschrift ist perfektioniert lesbar gemacht“.

Der Beamte lobte „den besonderen Sprachstil von ‘twen-‘“, der „kurzgefaßt, spritzig, persönlich, gelegentlich auch ironisch“ sei, sowie die „vielerlei graphischen und typographischen Einfälle, das Großzügige der Raumverteilung, die originelle Verwendung schwarzen Grundtons, die ansprechende Lösung jeder Doppelseite...“

Gutachter Friesicke wußte auch zu berichten, daß „zirka 20 Zeitschriften überwiegend der (Jugend-)Verbände - etwas vom graphischen und typographischen ‘twen’-Stil übernommen“ haben. Friesicke: „Die Aufmachung von ‘twen’ hat bahnbrechend auf dem Jugendpressemarkt gewirkt.“



twen

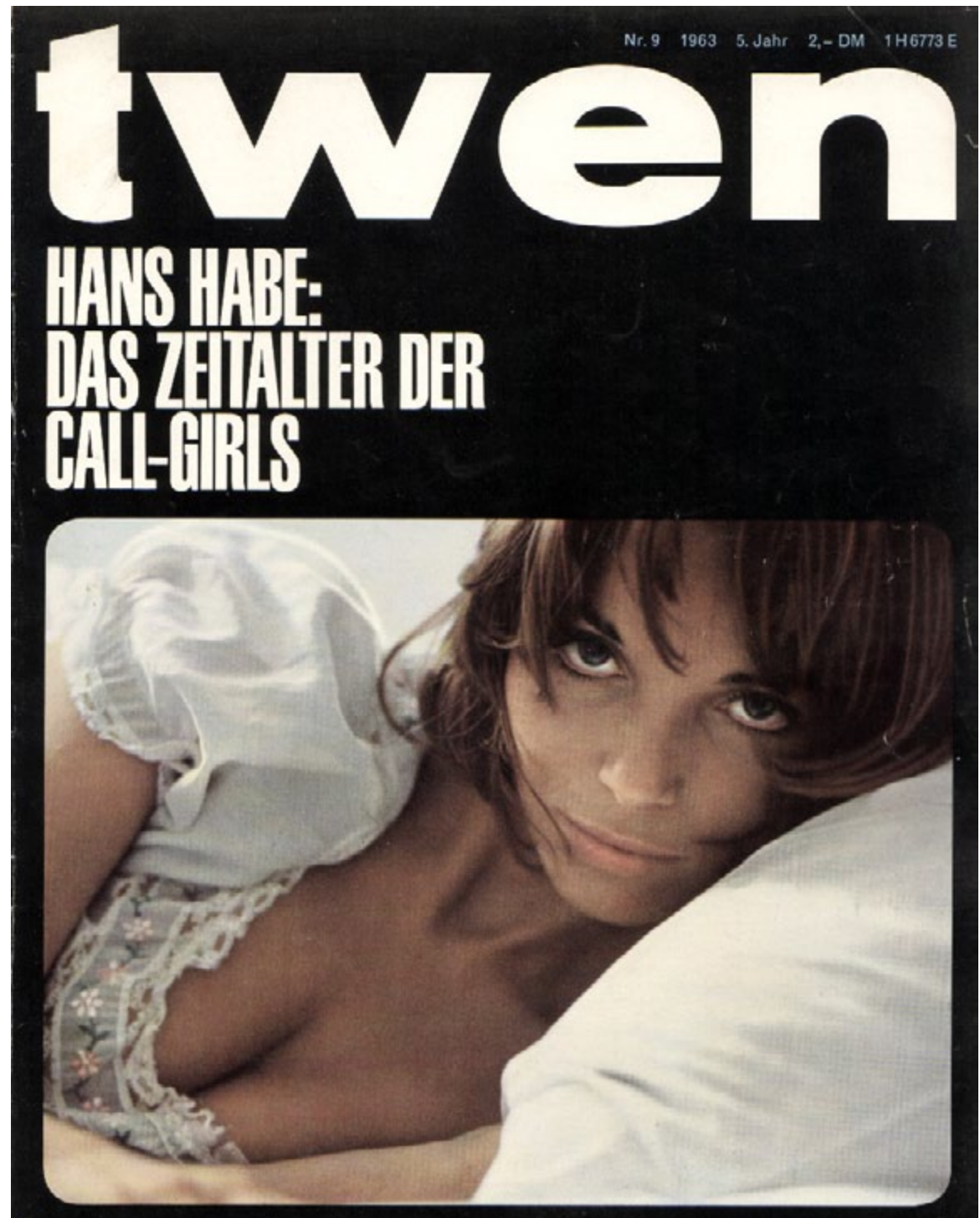
Monatszeitschrift

Nr. 5, Mai 1971, 13. Jahr ist die letzte Ausgabe von twen.

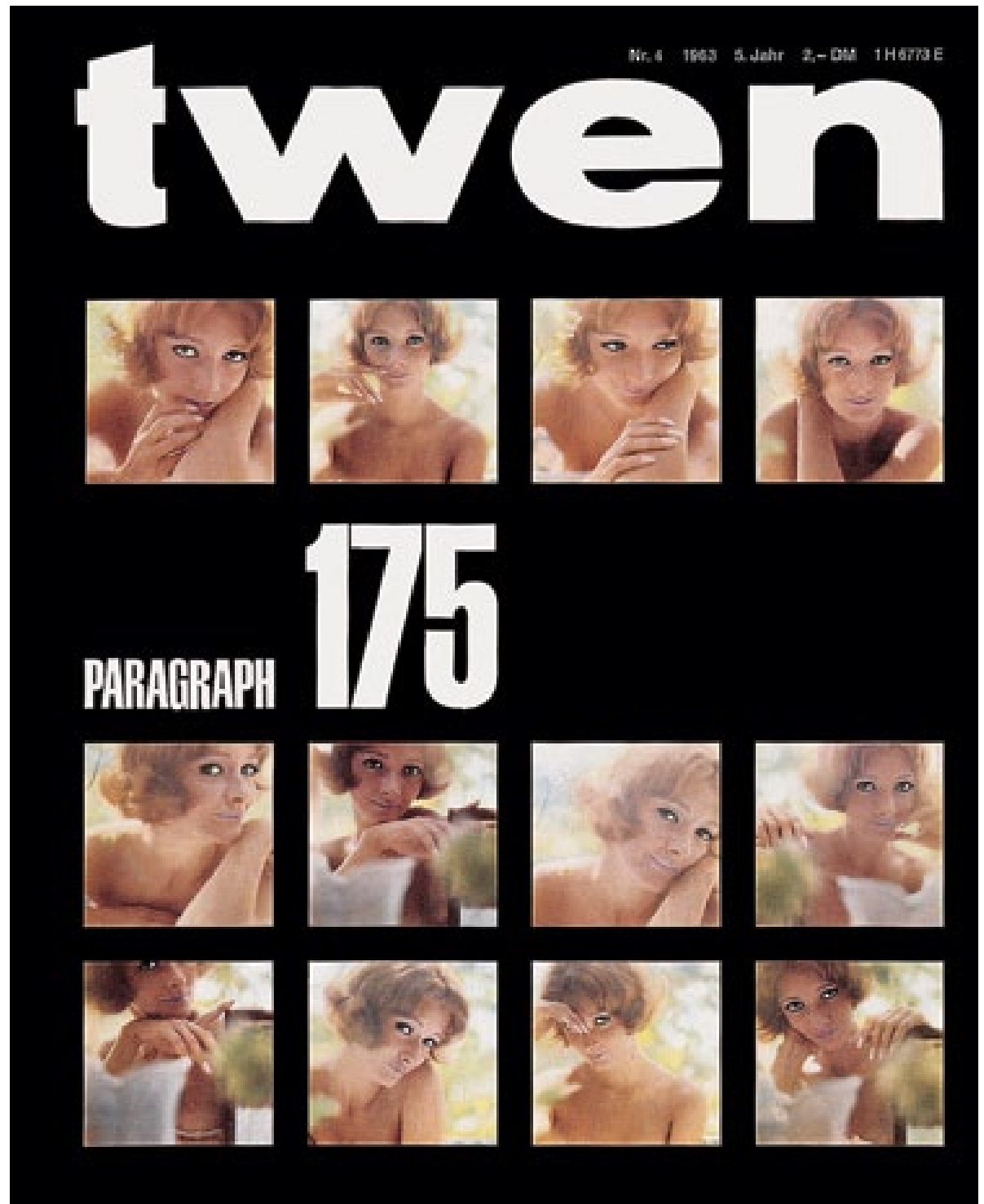
Verlag: Gruner + Jahr

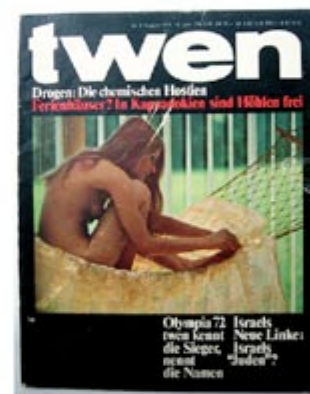
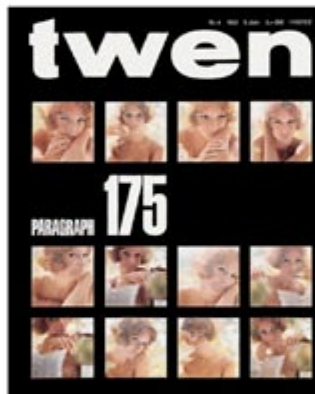
Daß der beste Zeitschriftengraphiker der fünfziger Jahre am „twen“ 1971 nicht mehr mitwirken durfte, hält Gerd Bucerius, Teilhaber von Gruner + Jahr, für den wohl folgenschwersten Fehler: „Man hätte Fleckhaus diese Plattform nicht nehmen dürfen“, behauptet er, jedenfalls nicht, ohne die „twen“-Graphik durch eine noch bessere, modernere zu ersetzen.

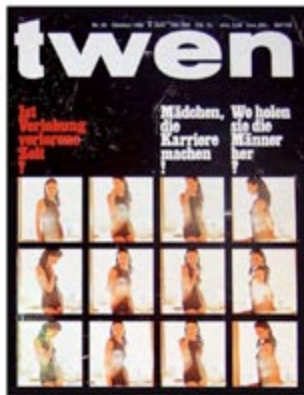
Sie wollten „links“ sein und waren doch oft nur linkisch. Am Ende waren auch die Zahlen in der Bilanz rot.









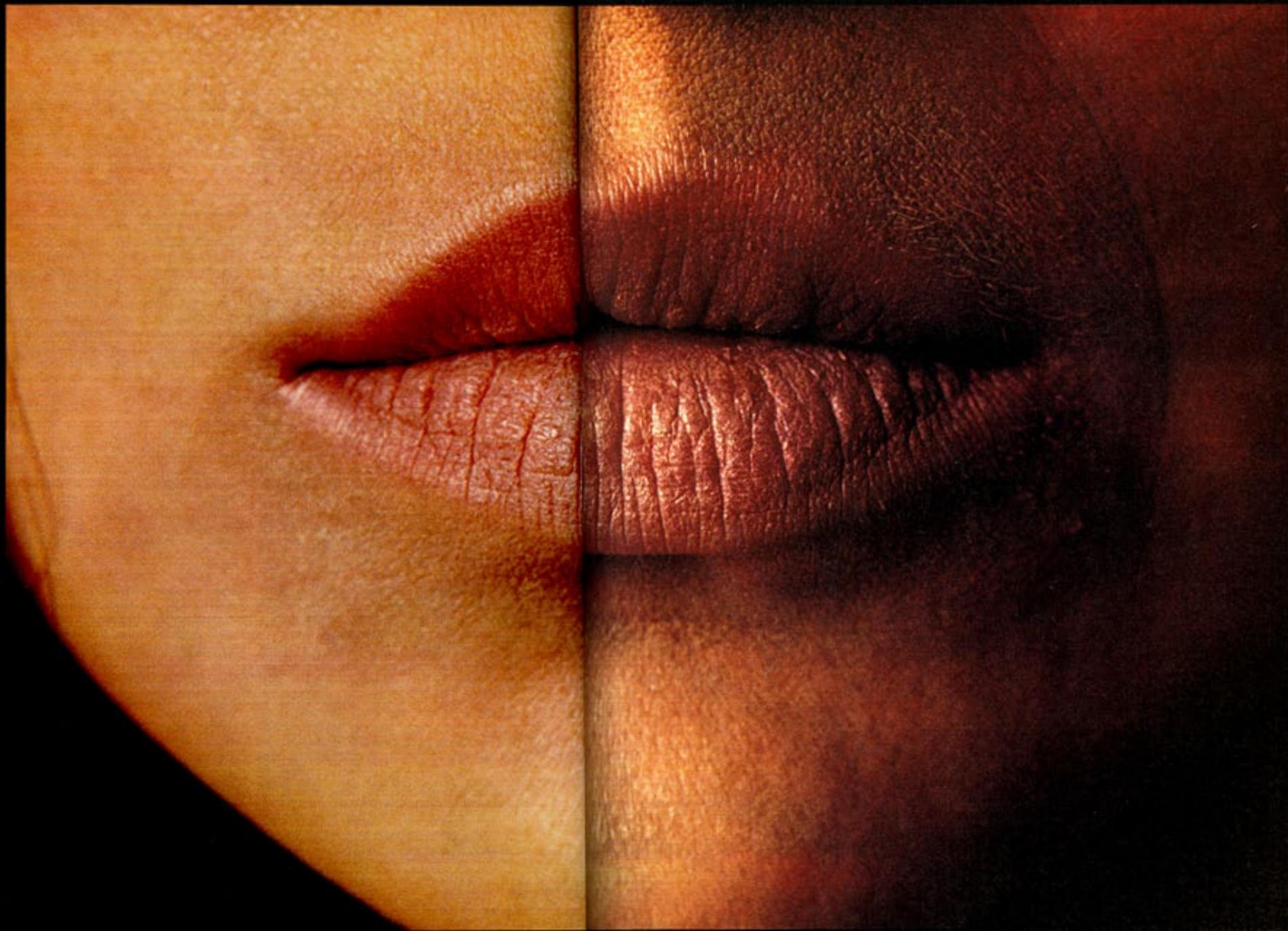


Fleckhaus: Die Kunst der Doppelseite

Willy Fleckhaus ging mit Bildern sensibel – und radikal – um. Wenn die Fotografen diese nicht selber richtig beschnitten, tat er es eben. Und breitete eine einzelne Nahaufnahme dann auf zwei Seiten aus. Willy Fleckhaus wollte seine Leser packen, ergreifen. Erst gucken, dann denken, hieß seine Devise. Er liebte das Dramatische. Und er konnte etwas so Abstraktes wie drei Buchstaben so dramatisieren, daß daraus großes Theater wurde. Die grafische Konzeption seiner Doppelseiten steht in bester nordamerikanischen Tradition, aber die Magazine, in denen er sich inspirierte, waren in Deutschland kaum bekannt. Deswegen wirken seine Lösungen sehr neu und sehr modern.

Kuss Mund und AUGEN ZAUBER

Wenn man von Beruf schon ist, ist Schönheit nicht mehr Zufall. Fotomodelle „machen“ ihr Gesicht wie Designer und „verkaufen“ es wie ein Produkt. Sie arbeiten bis zu anderthalb Stunden am vollendeten Make-up und wenn sie sich abschminken, ist es, als legten sie eine Maske ab. Wie sie es machen, ist ihr Geheimnis. Zwei weltberühmte Fotomodelle, Donna Karch (rechts) und Cathy Dahmen (linke Seite) verraten nun ganz ungeschminkt die Wahrheit.





DIE ROTEN

Sie sind überall, im wunderschönen Hochland und in Irland vor allem, aber auch in Texas und Thüringen. Selbst unter Chinesen oder Polynesiern findet man sie. Und auch Schwarze können Roten sein. Das ist keine Frage, an den Haaren herabzulassen, sondern wissenschaftlich nachgewiesen. Rotismus, auf gut deutsch Rotbarigkeit, die natürliche erbbedingte Rotfärbung des menschlichen Haares, kommt überall auf der Welt vor. Bei den dunkelhäutigen Rassen führt das Verzicht meist nur zu einem bräunlichen Rotismus. Erst bei den hellhäutigen Europäern führt der Rotismus zu voller Farbenpracht auf Feuertopf und Sommerpouffe.

Von Ralf Hagen
Foto: Det. Meisner

Das
Bild
ist
eine
Kopie
des
Originals
des
Verlags
für
Kunst
und
Literatur
Berlin

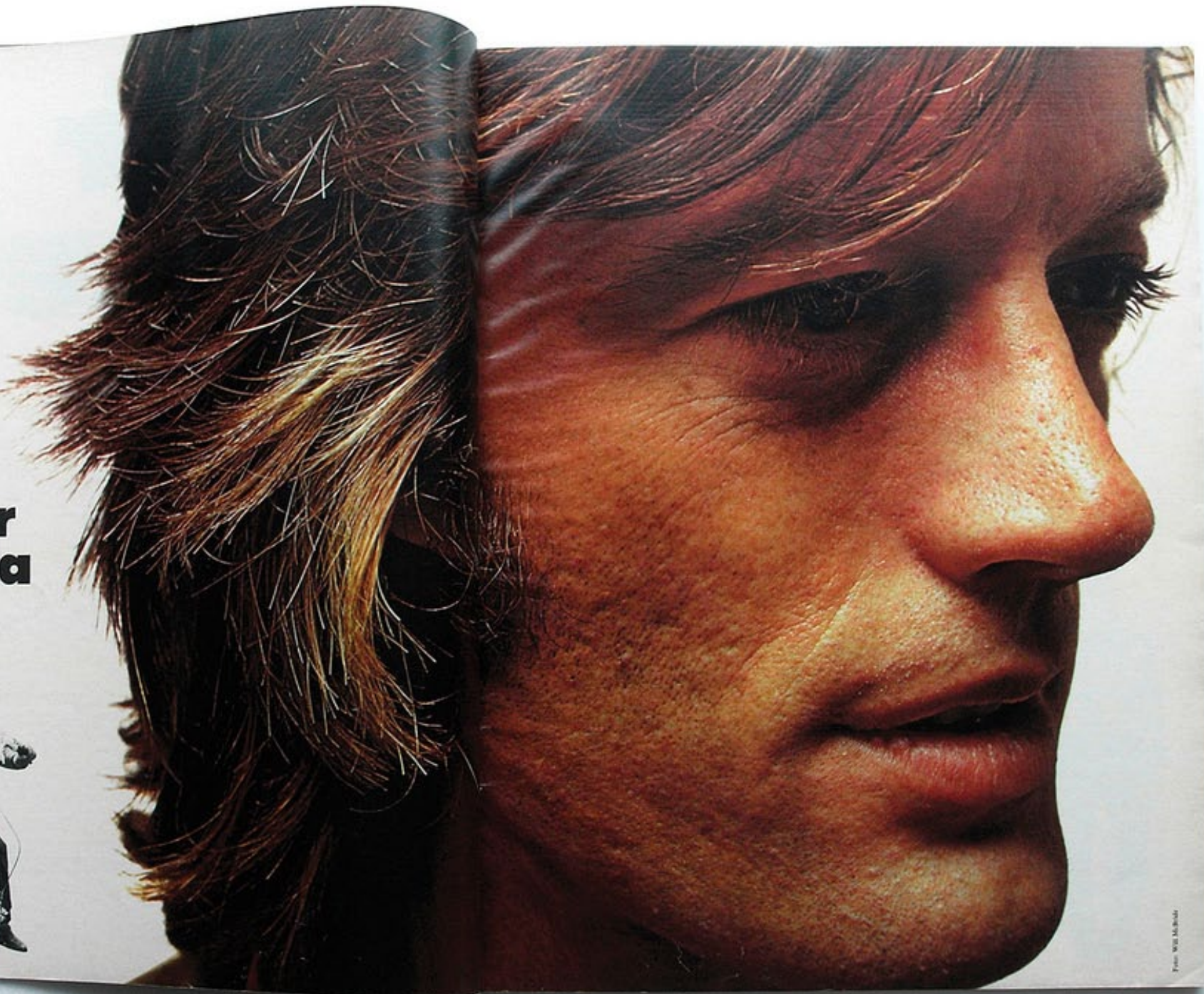
 Geboren wurde ich am 22. Februar 1933 in New York City. Ich lebe heute in Beverly Hills, in einem für amerikanische Verhältnisse ziemlich kleinen Haus. Der Besitz aber, der dazu gehört, ist riesig, von wilden Pflanzen überwuchert. Aber es ist auch egal, wo in dieser Welt man aufwacht. In Connecticut, Massachusetts, Hawaii, New York, Italien, Frankreich, Colorado, Nebraska. Und überall zwischen Hollywood und New York.

Mit 17 war ich schon auf der Straße. Erst nach Omaha. Dann zu Onkel und Tante, weil mein Vater in Europa war und ich unter Aufsicht sein sollte. Die Schule hatte ich schon verlassen. Ich wurde nicht rausgeworfen. Nein, ich hatte ganz einfach genug. Ich verließ den Laden sehr würdig. Ich ging ins Büro des Schuldirektors und machte ihm klar: „Ich habe lange genug mitgemacht. Ich mag nicht mehr.“

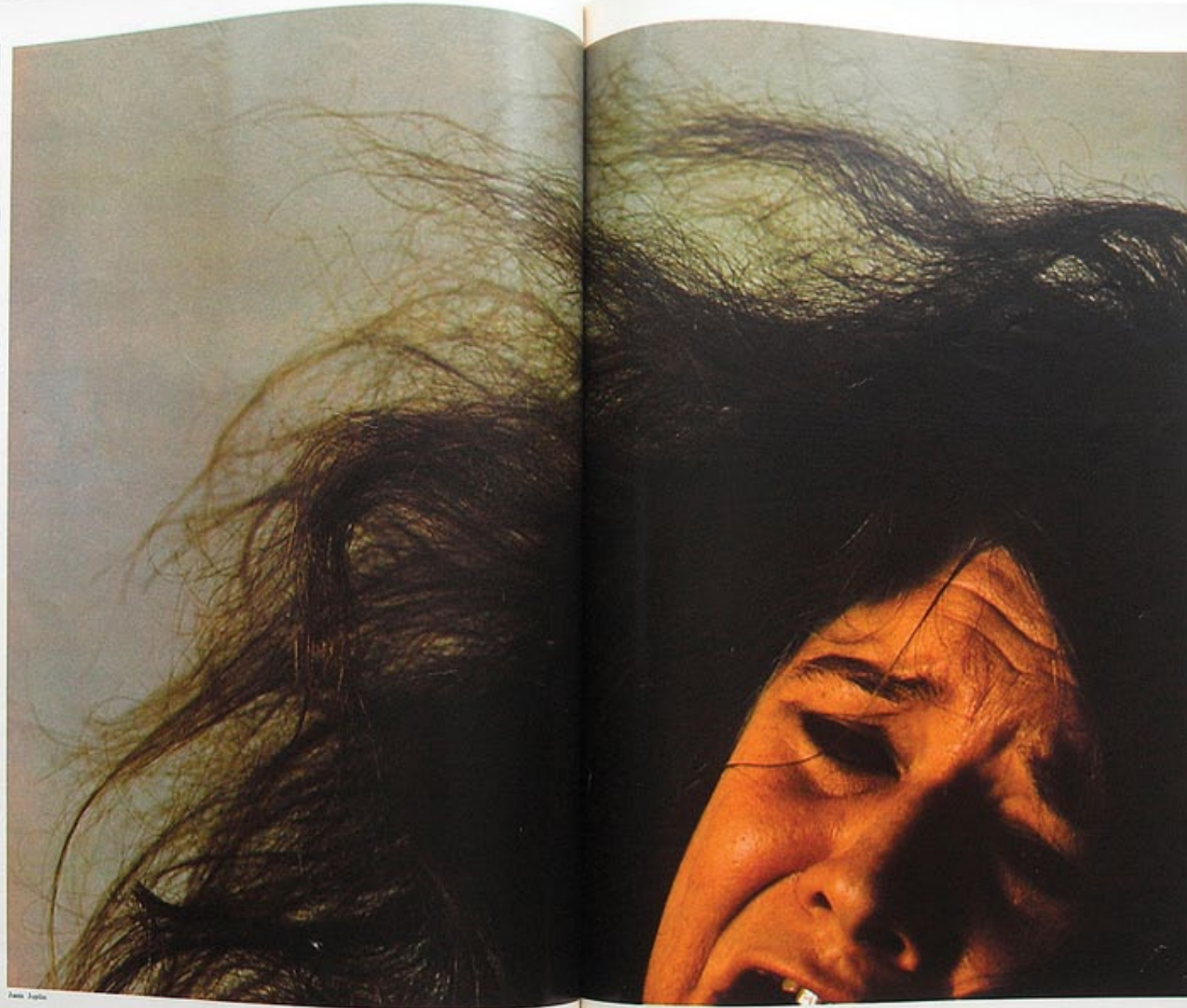
Meine Schwester kam. Nimm mich mit nach New York. Natürlich mußte ich wieder runter. (Bitte blättern Sie um)

Ich, Peter Fonda

Peter Fonda,
Star der sechziger jungen
Filmgeneration
Amerikas; Produzent
und Hauptdarsteller des
Films „Easy Rider“,
schreibt für zwei.

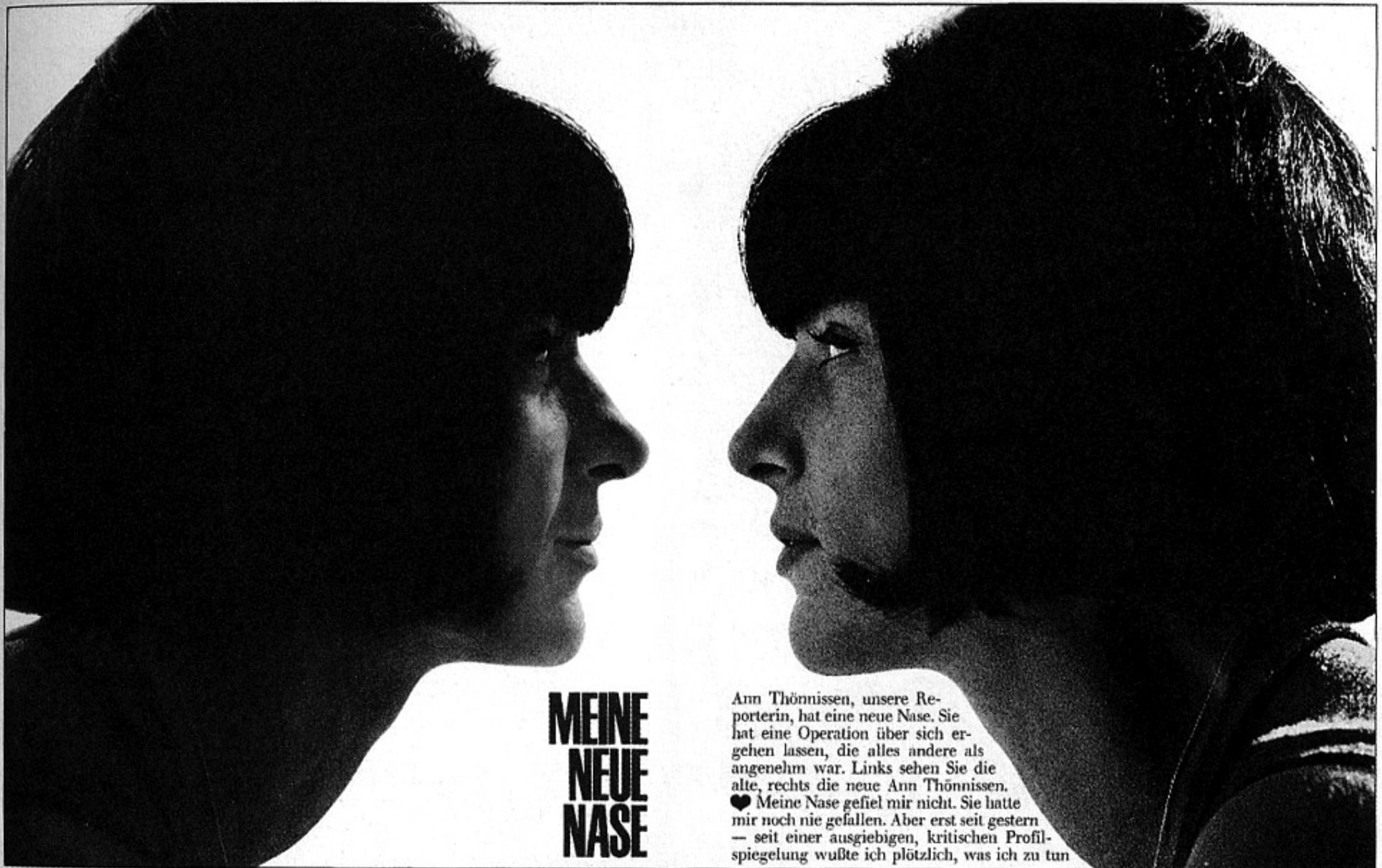


new rock



John Apple

Die Saat hieß „Rock'n Roll“, ausgestreut vor 15 Jahren. Die Saat geht auf: „New Rock“. Treibt psychedelische Blüten: „Electronic Rock“, „Political Rock“, „Pop Rock“, Soul und Beat. Mit dieser Ernte nähren die Propheten der Gegen-Kultur ihre Jünger. Art Kane, einer der dynamischsten Fotografen Amerikas, fotografierte für einen einige der dynamischsten New-Rock-Leute Amerikas.



MEINE NEUE NASE

Ann Thönnissen, unsere Reporterin, hat eine neue Nase. Sie hat eine Operation über sich ergehen lassen, die alles andere als angenehm war. Links sehen Sie die alte, rechts die neue Ann Thönnissen.

♥ Meine Nase gefiel mir nicht. Sie hatte mir noch nie gefallen. Aber erst seit gestern — seit einer ausgiebigen, kritischen Profilspiegelung wußte ich plötzlich, was ich zu tun

*So schnell geht das.
Gestern noch
auf der Flucht vor
dem Kanon, ein strap-
piges Maskottchen
der Pariser
Keller-Bobenne.*

*Heute ein gepflegter Star mit goldener Schallplatte
gekrönt. Sogar *Monsieur* schreibt sie. Für
tuen schreibt sie eine Passage aus ihrer tristen
Existentialistenzzeit. Schon ist diese Zeit
Geschichte geworden. Auch Keller sind passé.
DIE GRECO ist unter die Schriftsteller
gegangen. Adieu tristesse.*

 In die Grüne Bar in der Rue Jacob kam ich, weil es dort Mischkaffee gab, was so kurz nach dem Krieg noch sehr selten war. Dort lernte ich alle meine Freunde kennen. Albert Camus und Merleau-Ponty lebten nicht mehr. Merleau-Ponty. Ein milder Abend Sommer 1946. Ich schlief schon. Ein Regen von kleinen Steinen gegen mein Fenster weckte mich. Ich hatte Angst, schaute hinaus, ohne mich sehen zu lassen. Ich sah den Philosophen, vor dem ich kleines Mädchen einen so großen Respekt hatte. Ich ging wieder ins Bett. Meine Schwester fand den Philosophen am Morgen schlafend vor unserer Tür. Mancher Freund von damals ist heute berühmt: Jean Cui, der Schriftsteller, die Filmleute Boris Vian, Daniel Gelin, Roger Vadim, mit denen ich damals immer in die Kinothek ging. In der Grünen Bar diskutierten wir nächtelang, meistens über Film. Die Bar schloß um Mitternacht. Dann setzten wir unsere Gespräche auf dem Trottoir der Rue Jacob fort. Manchmal waren wir zu laut, dann gossen die Leute Teller voll schmutzigen Wassers aus den Fenstern auf uns herab. Das „Taber“ war eine kleine Kneipe in der Rue Dauphine. Sie gehörte einem Matrosen, der aus Polynesien zurückgekommen war. Wir entdeckten sie eines Morgens auf dem Heimweg, als wir feststellten, daß Ferielafer dort noch Kaffee bekamen, während sonst längst alles geschlossen war. Der Inhaber war nett zu uns und wir wurden seine Stammgäste und haben sein Lokal schließlich weitergeführt gemacht. Bald hatten uns auch die Einwohner der Rue Dauphine. Die Freuden der Kinothek genöhten uns auf die Dauer nicht. Wir wollten selbst in Aktien treten. Die „Brisillikamera“ war unser großer Traum. Geld verschulden wir und hatten auch keine. Aber wir ließen eine 16-mm-Kamera auf und drehten einen Film, der „Ulysses“ hieß, völlig verschossen ist und heute viel Geld wert wäre. Denn der Regisseur war Alexandre Astruc, die Dialoge waren von Jean Cui und meiner Freundin Anne-Marie Cazalis. Es wirkten mit: Christian Bérard, Jean Cocteau, Jean Genêt, Boris Kochno, Yvonne de Bray, Daniel Gelin, Jean Marais, Simone Signoret, Raymond Queneau und viele andere. Ich spielte die Circe. Aber wo ist unser Meisterwerk geblieben? Es ist schwer, von einem Toten zu sprechen. Ich war neunzehn und Jean-Pierre zweiundzwanzig. Er gab mir gegenüber nur neunundzwanzig Jahre zu – er fürchtete meine Angst vor dem Alter. Er war schön, stark und mutig. Er war ein Mann. Ich konnte nie ganz verstehen, was den berühmten Autorenselbst, der er war, zu mir hinzug – ständelmürrert, wie ich war. Er hatte Frau und Kind. Ich liebte ihn und meine Liebe zu ihm gab mir Halt im Leben. Ich bedaure nichts. Nur seinen Tod bedaure ich unendlich. Jean-Pierre verunglückte bei einer Probefahrt auf einer Rennbahn in Südamerika. Beim Autofahren war er

[illegible]



Liebt das Kino-Volk dieses Leuwerik-Gesicht?



SUPER MANN IN UNTER HOSEN

Man kann ruhig darüber sprechen: Der Held, der Killer, der Gangster, der Supermann und der Gentleman trägt nicht nur sein rauhes oder elegantes Gewand. Er trägt darunter eine Unterhose. Bisher war es wirklich besser, nicht darüber zu sprechen. Der Held sah in den Unausprechlichen einfach lächerlich aus. Ein wirklicher Held wie Gordon Mitchell kann sich auch in Unterhosen sehen lassen — wenn es die neuen sind. Sie sehen Maciste, Herkules, Achilles, den Sieger über tausend Todesgefahren in 41 Filmen, in seinen Starposen. So männlich sind Unterhosen.



Die erste, kleine, aber
die zweite, die dritte, die vierte
die fünfte, die sechste, die siebte
die achte, die neunte, die zehnte
die elfte, die zwölfte, die dreizehnte
die vierzehnte, die fünfzehnte, die sechzehnte
die siebzehnte, die achtzehnte, die neunzehnte
die zwanzigste, die einundzwanzigste, die zweiundzwanzigste
die dreiundzwanzigste, die vierundzwanzigste, die fünfundzwanzigste
die sechsundzwanzigste, die siebenundzwanzigste, die achtundzwanzigste
die neunundzwanzigste, die hundertste.

Die erste, kleine, aber
die zweite, die dritte, die vierte
die fünfte, die sechste, die siebte
die achte, die neunte, die zehnte
die elfte, die zwölfte, die dreizehnte
die vierzehnte, die fünfzehnte, die sechzehnte
die siebzehnte, die achtzehnte, die neunzehnte
die zwanzigste, die einundzwanzigste, die zweiundzwanzigste
die dreiundzwanzigste, die vierundzwanzigste, die fünfundzwanzigste
die sechsundzwanzigste, die siebenundzwanzigste, die achtundzwanzigste
die neunundzwanzigste, die hundertste.

Die erste, kleine, aber
die zweite, die dritte, die vierte
die fünfte, die sechste, die siebte
die achte, die neunte, die zehnte
die elfte, die zwölfte, die dreizehnte
die vierzehnte, die fünfzehnte, die sechzehnte
die siebzehnte, die achtzehnte, die neunzehnte
die zwanzigste, die einundzwanzigste, die zweiundzwanzigste
die dreiundzwanzigste, die vierundzwanzigste, die fünfundzwanzigste
die sechsundzwanzigste, die siebenundzwanzigste, die achtundzwanzigste
die neunundzwanzigste, die hundertste.

Die erste, kleine, aber
die zweite, die dritte, die vierte
die fünfte, die sechste, die siebte
die achte, die neunte, die zehnte
die elfte, die zwölfte, die dreizehnte
die vierzehnte, die fünfzehnte, die sechzehnte
die siebzehnte, die achtzehnte, die neunzehnte
die zwanzigste, die einundzwanzigste, die zweiundzwanzigste
die dreiundzwanzigste, die vierundzwanzigste, die fünfundzwanzigste
die sechsundzwanzigste, die siebenundzwanzigste, die achtundzwanzigste
die neunundzwanzigste, die hundertste.

Die erste, kleine, aber
die zweite, die dritte, die vierte
die fünfte, die sechste, die siebte
die achte, die neunte, die zehnte
die elfte, die zwölfte, die dreizehnte
die vierzehnte, die fünfzehnte, die sechzehnte
die siebzehnte, die achtzehnte, die neunzehnte
die zwanzigste, die einundzwanzigste, die zweiundzwanzigste
die dreiundzwanzigste, die vierundzwanzigste, die fünfundzwanzigste
die sechsundzwanzigste, die siebenundzwanzigste, die achtundzwanzigste
die neunundzwanzigste, die hundertste.

Die erste, kleine, aber
die zweite, die dritte, die vierte
die fünfte, die sechste, die siebte
die achte, die neunte, die zehnte
die elfte, die zwölfte, die dreizehnte
die vierzehnte, die fünfzehnte, die sechzehnte
die siebzehnte, die achtzehnte, die neunzehnte
die zwanzigste, die einundzwanzigste, die zweiundzwanzigste
die dreiundzwanzigste, die vierundzwanzigste, die fünfundzwanzigste
die sechsundzwanzigste, die siebenundzwanzigste, die achtundzwanzigste
die neunundzwanzigste, die hundertste.

2
MAL
GESCHIMPT
UND
1
MAL
GEWENT

Joachim E. Berendt über die Essener Jazztage 1951: Keine Trennwand zwischen Avantgarde und Tradition



Utschi tritt mit zwei Fotoprojekten. Aber Fotomodell ist sie nicht.

Als Utschi Obermaier vor zwei Jahren ihren soliden Beruf als Fotostudioassistentin an den Nagel hängte, um Fotomodell zu werden, schickten die Eltern bang in die Zukunft ihrer Tochter. Als Utschi auch diesen Beruf an den Nagel hängte, wünschten sie sich, ihre Tochter wäre noch ein solides Fotomodell. Denn Utschi wurde Kommune. Tüfteln müssen die Eltern dieser Entwicklung zusehen. Utschi ist nun schon zwanzig und niemand kann sie daran hindern, das deutsche Karriereparcours (Aschenbrödel wird Prinzessin) auf den Kopf zu stellen, wenn sie es will. Utschi ist ein Foto-Modell. Denn dieses Titelbild ist wohl ihr letztes. Utschi zog vor, von der Hand in den Mund und von Hand und Liebe zu leben. Sie vernachlässigt die Scheine, die sie einst für Modeaufnahmen und Titelbilder bekam. So leicht, wie es der schönen Münchnerin fiel, Karriere zu machen, so leicht verzichtet sie auf Ruhm und Geld. Wofür? „Um nur noch zu leben.“ Und das, so sagt sie, kann sie nur in ihrer Kommune. Utschi ist seit letztem Herbst Mitglied der Berliner Kommune 1, deren prominente Mitglieder Rainer Langhans und Dieter Konradmann fast nicht Zeit hinter Gefängnismauern als im Kommun-

Donizil in Moabit verbringen. Wenn Deutschlands schönste Kommunardin jetzt noch arbeitet, dann nur, um das nötige zu Lebensunterhalt und Abwandskosten der Gemeinschaft beizusteuern. Darüberhinaus ist ihr Arbeit verhält. Sie paßt nicht mehr in ihren Lebensplan. Ein winziger Koffer mit Underground-Mode reicht ihr. Viel mehr braucht sie nicht zum Leben. Dabei machte sie eine Karriere, von der andere Mädchen nur träumen können. Die hübsche, wohlherzogene Tochter eines Münchner Innenarchitekten wurde sozusagen auf der Straße entdeckt. Schon nach den ersten Probeaufnahmen gehörte sie zum festen Bestand der schönen Mädchen eines Fotostudios. Sie rückt sich — zunächst noch für bestbeleidigtes Entgelt — mal nackt, mal bekleidet, mal für die Pille, mal für die Sommermode in schöner Natürlichkeit vor den Kameras. Es lohnte sich. Als Utschi gar im Wettstreit um den begehrten Thron des Münchner „Schwabenchen“ Zweite wurde, gehörte sie bereits zu den süßen Mädchen, die es in einem Büro oder — wie Utschi — in einem Labor wirklich nicht mehr auszuhalten brauchen. Heute kann Utschi das intellektuell begründen. Indem sie kündigt, wehrt sie sich gegen die repressiven Arbeitsmethoden des Establishments.

Dafür etablierte sie sich als Fotomodell. Guido Mangold fotografierte sie für zwei in Kamerun. Die samthäutige gartellose Utschi mit dem ungewöhnlichen Gesicht war zweimal Titelmädchen. Ihre Afrika-Fotos im Novemberheft inspirierten junge Jünglinge und reife Herren zu Liebesheften an die unbekannte Reisende. Utschi wurde der Mädchen-Typ der Zeit: kindlich-schlank, durch und durch unverdorben, Natürlichkeit, und man sah ihren Fotos an, daß sie nicht posierte. Utschi ist so unbekümmert, wie sie sich fotografieren läßt. Zurück aus Kamerun, tat sie den ersten Schritt ins Kommunaleben. Zusammen mit den Musik-Kommunen der „Amen Dual“ bezog sie ein Gemeinschaftshaus vor den Toren Münchens. „Ich war es leid“, sagt sie, „so allein und isoliert in einem Zimmer zu leben.“ Die Kommune bestand aus drei Mädchen, fünf Jungen und zwei Kindern. Sehr glücklich war das Zu-

sammenleben über nicht. Es gab kleinsten Hader über Geschirrspülen und Geld. Als die Band bei Plattenaufnahmen in Berlin die berühmten Genossen von der Kommune 1 besuchte, blieb Utschi mit ihrem Koffer gleich dort. Sie hatte ihr Zuhause gefunden.

Ihr gefiel die phantastische Planlosigkeit, mit der die Kommunarden ihr exzentrisches Leben leben. Die ganz und gar unpolitische Utschi demonstrierte tapfer mit, wenn es gegen etwas zu demonstrieren galt, sie wanderte tapfer mit ins Gefängnis, als während der Bundespräsidentenwahl („angeblich“, sagt Utschi) im Kommunehaus eine Brandbombe gefunden wurde. Sie nimmt tapfer in Kauf, daß die Gesellschaft sie und ihre langhaarigen Freunde wie Menschen dritter Klasse behandelt und daß die Polizei bei ihnen ein und aus geht. Denn dafür hat sie die Geborgenheit gefunden, die sie schon immer gesucht hat. „Wir sind nicht einfach eine Wohngemeinschaft. Wir gehören und leben wirklich zusammen.“ Dies geschieht in einem alten Fabrikgebäude in Moabit, das die Kommune zum Eigenheim umfunktioniert hat. Zentrum des Heims ist ein großer Saal, Zentrum dieses Saals ist ein riesiges Matratzenlager, auf dem die Kommunarden gemeinsam ruhen, lieben, 

**MISS
KOMMUNE
UND
IHR LEBEN
ZU ACHT**

R. Blackmon: Penns Porträts

1968 stellt Irving Penn vor. Im Heft 10 druckten wir die Marokkobilder dieses großen Fotografen. Nun sind seine weltberühmten Porträts an der Reihe. Die Serie endet im nächsten Heft mit den in Deutschland noch nicht gedruckten Penn-Farben. Über seine Porträts schreibt die amerikanische Journalistin Rosemary Blackmon:

Über Penns Porträtsitzungen wird viel geredet, aber kaum einer weiß wirklich Einzelheiten. Schon Wochen vorher geht es los. Diana Vreeland, Chefredakteurin der amerikanischen Ausgabe von Vogue, beschreibt den Vorgang so: „Wenn man sich ein bißchen vage ausgedrückt hat, dann nagelt Penn einen regereicht fest.“ Manche berühmten Leute können es kaum erwarten, fotografiert zu werden; sie sind ebenso wild entschlossen wie die Leute, die für Paßbilder posieren. Eine beiläufige Frage, nichtssagendes Geplauder kann sie vielleicht ablesen und entkrampfen. Dann beginnt Penn mit der Arbeit. Gewöhnlich gehen ein oder zwei Filmrollen drauf, bevor der Kontakt zwischen Penn und seinem Objekt da ist. Genau das Gegenteil geschieht, wenn ein Objekt kamerascheu ist – und das kommt oft vor. Dann dauert das Gespräch eine halbe Stunde oder noch länger, bevor die Kamera und die Beleuchtung eingestellt werden können. In schwierigen Fällen hilft vielleicht eine Tasse Kaffee oder ein the rapeutischer Schluck Whisky (der Schauspiel erinnen das seelische Gleichgewicht wiedergibt, die mit ihrem Friseur Kummer hatten), oder auch Aspirin oder Alka Seltzer, wenn's verlangsamt wird.

Dann kommt der „Augenblick der Wahrheit“ vor der Linse. Die Leute, die von Penn fotografiert worden sind, erinnern sich an ein seltsames Gefühl, wenn sie Penn sagen hören: „Ja... ja. Wunderbar... Ja.“

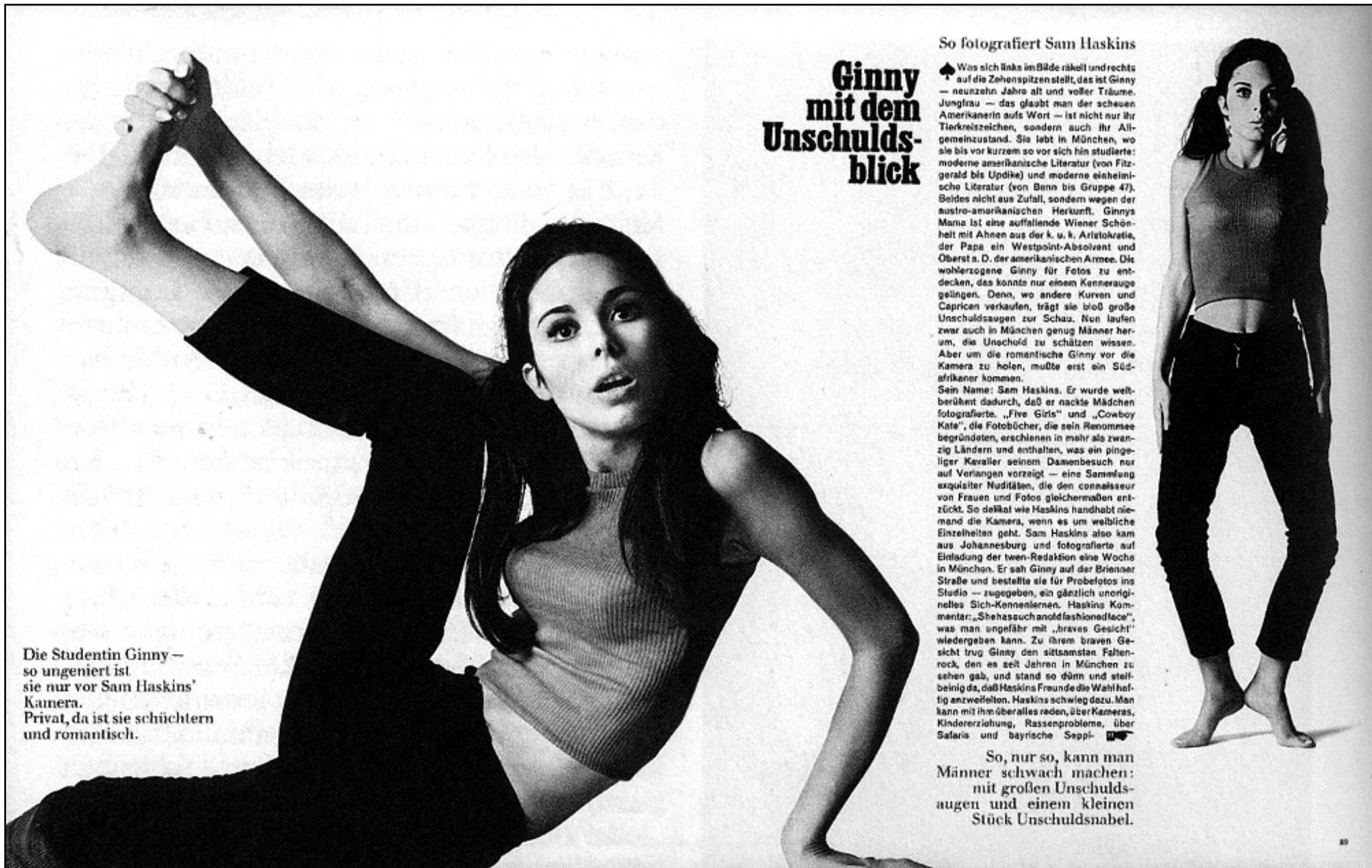
Maurice Goudekot, der Ehemann der Colette, schrieb über Penns Porträt seiner Frau: „Es offenbarte alles, was Colette verbergen wollte... ein eindrucksvolles, aber auch verräterisches Porträt, die Fotografie des anderen, versteckten Ichs, das jeder in sich trägt.“

PENN

Igor Strawinsky,
Komponist
des Jahrhunderts,
Russe
und Amerikaner.
Zur Sitzung
bei Penn kam er
in neuen Schuhen.
Penn sagte ihm,
er solle sich
vorstellen,
im Zimmer
sei eine Maus.
Da stellte sich
Strawinsky
in die Ecke und
horchte.
Vielleicht
auf die Oberlune?



Courtesy of Vogue. Copyright 1968 (c) The Conde Nast Publications Inc.



Ginny mit dem Unschuldsblick

Die Studentin Ginny — so ungeniert ist sie nur vor Sam Haskins' Kamera. Privat, da ist sie schüchtern und romantisch.

So fotografiert Sam Haskins

♣ Was sich links im Bilde räkel und rechts auf die Zehenspitzen stellt, das ist Ginny — neunzehn Jahre alt und voller Träume. Jungfrau — das glaubt man der schönen Amerikanerin aufs Wort — ist nicht nur ihr Tierkreiszeichen, sondern auch ihr Allgemeinzustand. Sie lebt in München, wo sie bis vor kurzem so vor sich hin studierte: moderne amerikanische Literatur (von Fitzgerald bis Updike) und moderne einheimische Literatur (von Benn bis Gruppe 47). Beides nicht aus Zufall, sondern wegen der austro-amerikanischen Herkunft. Ginneys Mama ist eine auffallende Wiener Schönheit mit Ahnen aus der k. u. k. Aristokratie, der Papa ein Westpoint-Absolvent und Oberst a. D. der amerikanischen Armee. Die wohlgezogene Ginny für Fotos zu entdecken, das konnte nur einem Kennerauge gelingen. Denn, wo andere Kurven und Capricen verkaufen, trägt sie bloß große Unschuldsgen zur Schau. Nun laufen zwar auch in München genug Männer herum, die Unschuld zu schätzen wissen. Aber um die romantische Ginny vor die Kamera zu holen, mußte erst ein Südafrikaner kommen.

Sein Name: Sam Haskins. Er wurde weltberühmt dadurch, daß er nackte Mädchen fotografierte. „Five Girls“ und „Cowboy Kate“, die Fotobücher, die sein Renommee begründeten, erschienen in mehr als zwanzig Ländern und enthalten, was ein pingeliger Kavaller seinem Damenbesuch nur auf Verlangen vorzeigt — eine Sammlung exquisiter Nuditäten, die den connoisseur von Frauen und Fotos gleichermaßen entzückt. So delikat wie Haskins handhabt niemand die Kamera, wenn es um weibliche Einzelheiten geht. Sam Haskins also kam aus Johannesburg und fotografierte auf Einladung der tven-Redaktion eine Woche in München. Er sah Ginny auf der Brienner Straße und bestellte sie für Probefotos ins Studio — zugegeben, ein gänzlich unoriginelles Sich-Kennenlernen. Haskins Kommentar: „She has such a old fashioned face“, was man ungefähr mit „braves Gesicht“ wiedergeben kann. Zu ihrem braven Gesicht trug Ginny den sitzsaftigsten Faltenrock, den es seit Jahren in München zu sehen gab, und stand so dünn und steilbeinig da, daß Haskins Freunde die Wahlheit anzweifeln. Haskins schwieg dazu. Man kann mit ihm über alles reden, über Kameras, Kindererziehung, Rassenprobleme, über Salaris und bayrische Seppi. 

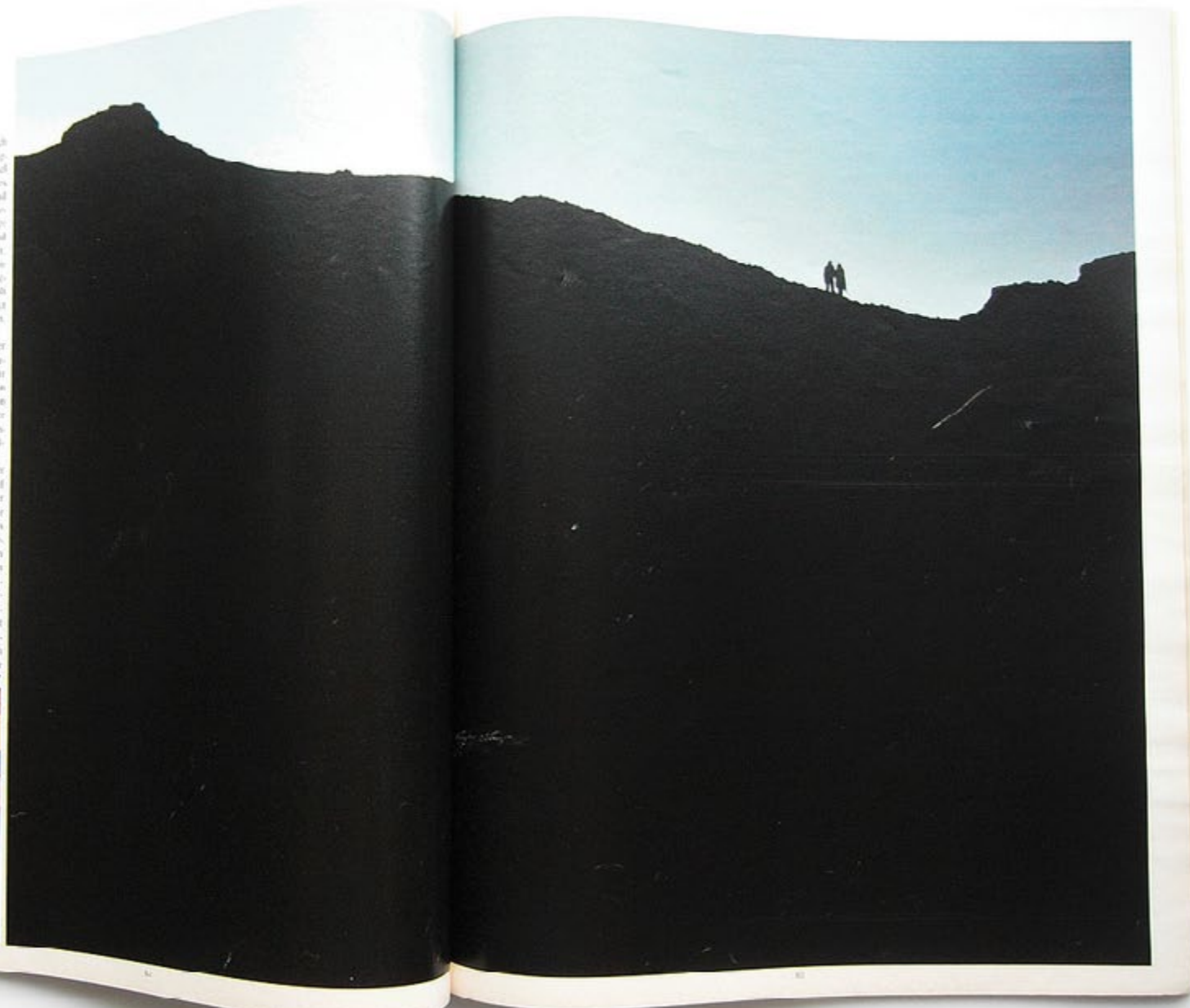
So, nur so, kann man Männer schwach machen: mit großen Unschuldsgen und einem kleinen Stück Unschuldsnabel.



Schwarz

Der Stromboli ist der einzige
aktive Vulkan des westlichen
Europas. Man kann ihn wie einen
ausgedienten Bergsteiger
Punktlich jede Viertelstunde
grüßen und noch dazu

Man sollte vorher nach
Stromboli fahren. Mög-
licherweise bekommt die Insel
noch dieses lateinische
Licht. Und Privatjetts und
wahrnehmen die erste Bade-
wanne. Und sicher wird der
schwarze Strand entzückt und
mit Erfrischungsboden bedeckt.
Sonnenstrahlung wird es geben, im
Juli am Tag, und einen Bade-
meister. Dann wird Stromboli
vielleicht ein farbiger Prospekt
ganz für sich allein bekommen.
Dann ist es wieder
Bieder ist Stromboli nur eine der
sieben aktiven Inseln am Thy-
rrhenischen Meer, selten mit mehr
als drei Sesseln gewürdigt, ein
Aussparposten der italienischen
Provincia Messina, von Neapel per
Schiff in einer Tagesreise erreich-
bar, im Sommer auch mit Schnell-
booten von Sizilien.
Die zugewandten Stromboliener
legen allerdings keinen Wert auf
touristische Publizität. In aller
Stille haben sie Land und Häuser
gekauft, vor ein paar Jahren, als
es noch billiger war, und die Fe-
riendomäne hinter einer hohen
weißen Mauer versteckt. Der Ort
Stromboli ist etwa zu einem Drit-
tel fest in der Hand von Auslan-
dern, zumeist Deutschen, ein Drit-
tel ist von Einheimischen bewohnt
und ein Drittel steht leer und ver-
fällt. Denn die jungen Leute von
Stromboli haben es schon immer
sehr eilig, nach Amerika.



Die Zeit träumt sich selbst.
Das Mädchen ist der ganzen Welt
entfernt. Nichts ist da, außer
dem Sand und der Brandung und
dem lauen äolischen Wind,
der die Hitze verweht.

etwas kärgliche Küche auf Strom-
boli ist nicht jedermanns Ge-
schmack. Fleisch gibt es selten; es
kommt mit dem Schiff vom Fest-
land. Auf Stromboli selbst findet
man nur ein paar Schafe und Hüh-
ner. Wenn man Glück hat, ein
Kaninchen. Aber auch das ist
nicht jedermanns Geschmack.
Fischliebhaber dagegen kommen
voll auf ihre Kosten: Jeden Tag
wird gefischt; man kann seine
Mahlzeit direkt am Hafen einkaufen,
auswählen, den Preis aus-
handeln und sich auch vom Fi-
scher zeigen lassen, wie sie am
besten bereitet wird.

Die Fischer zeigen dem Fremden
auch den Weg auf den Stromboli
(allerdings hüten sie sich, selbst
mitzugehen). Dann genießt man
das Gefühl, ohne Eintrittskarte ins
Kino zu gehen. Denn die Strom-
bolibesteigung hat ihren festen
Preis bei Salvatore, dem Bergfüh-
rer. Geht man allein und kosten-
los, ist schon das Pfadfinden ein
Abenteuer für sich. Nachts aller-
dings, wenn das Feuerwerk des
Kraters besonders eindrucksvoll
ist, kraxeln nur Selbstmörder ohne
den künftigen Führer. Sonst ist
ganz Stromboli für das Leben auf
eigene Faust da. Man kann sogar
unangemeldet hinfahren. Irgend-
wo ist immer ein Bett frei.

Nur muß man sich schnell ent-
scheiden. Es könnte ja sein, daß
vorher die Telefone und Bade-
wannen kommen.



Hier beginnt
das neue Rendezvous

Der tween- Computer findet Ihre Partner

Kennen Sie das Spiel
noch nicht?
Sie brauchen nur
den blauen Fragebogen
auszufüllen.
Der tween-Computer
schickt Ihnen
dann die Adressen
der sechs Partner, die
am besten
zu Ihnen passen.

Photo: Thomas Gohardt



Es klingt wie ein Märchen. Eines Tages in New York sagte ein Mann zu Willy: „Ich gebe Ihnen soviel Geld wie Sie brauchen, wenn Sie mir nach Ihren Vorstellungen eine Kollektion machen.“ Willy, die von sich behauptet, als einzige gut angezogen zu sein, schuf tatsächlich den Willy-Stil. Mit ihrem Mann Salvador näht, klebt und entwirft sie — immer vorausgesetzt, daß es ihr Spaß macht.



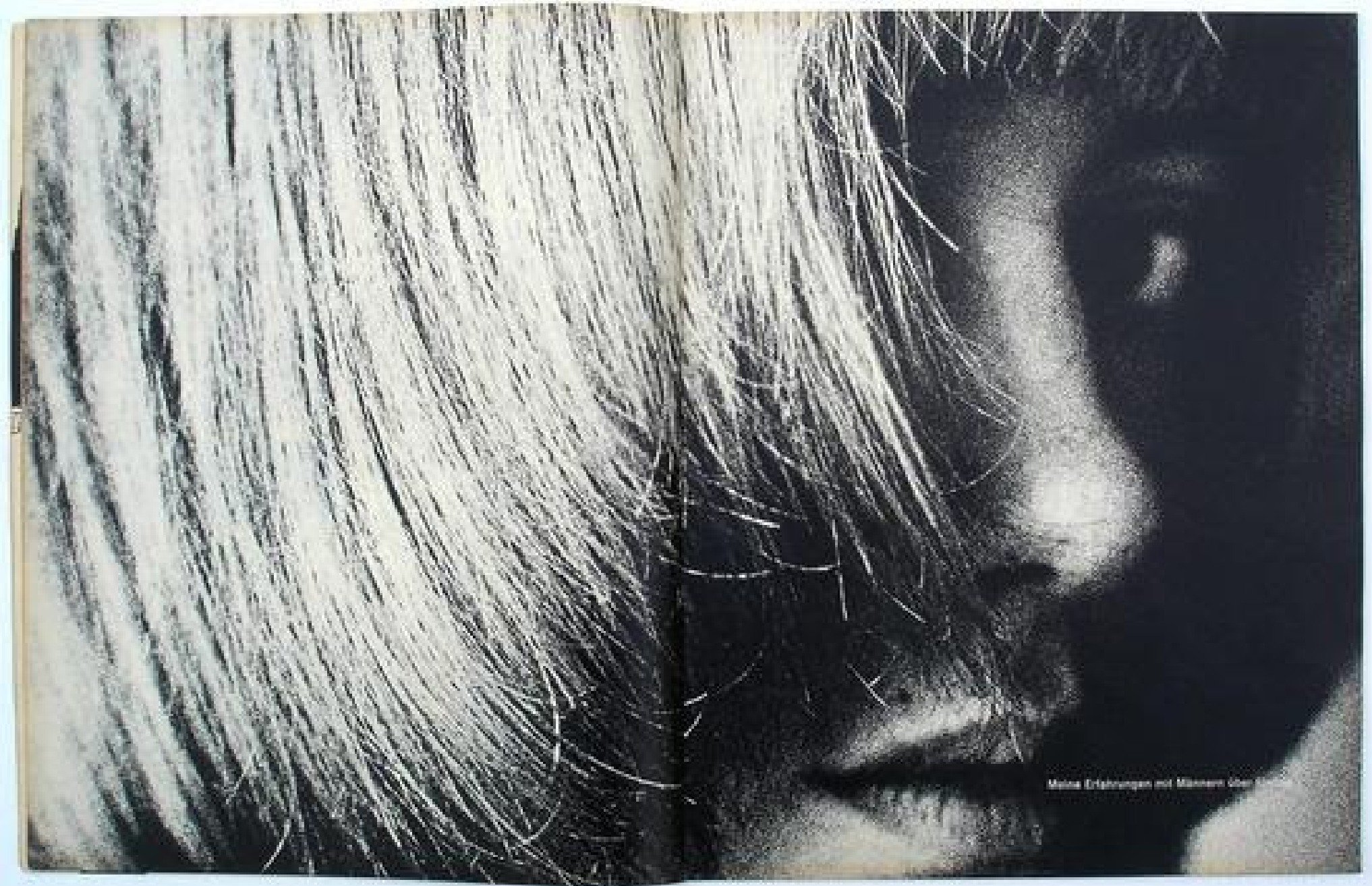
Leder ist Willys Lieblingsmaterial. Sie macht daraus Kleider, Blusen, Mäntel und verblüffende Applikationen auf jeder Art von Stoff. Ihren eigenen Stil kann sie nicht beschreiben: „Er ist eben nicht ‚als-ob‘. In meinen Kleidern lebt man wirklich. Sie kopieren nichts, sie sind einfach anders als die Mode.“

MÄDCHEN DIE ES SELBER KÖNNEN

Der Kampf um das Knie ist ein Scheingefecht. Das Orakel „Mini oder maxi?“ beschäftigt nur die Modeindustrie. Die Mädchen von New York bis London haben längst entschieden: beides. Aber nicht von der Stange und auch nicht aus den „schicken jungen Boutiquen“. In der vergangenen Saison verdrängten sie den adretten Jungmädchen-Stil mit langen Plunderkleidern. Die Konfektion zog freudig nach und machte ebenfalls „Protest-Kleider“. Auf den nächsten Seiten zeigen drei Mädchen, warum sie auch diese Kleider nicht tragen werden: Weil sie selbst bessere machen können.



Willy van Rooy, gebürtige Holländerin und Top-Modell, entwirft ihre Garderobe selbst. „Kleider“, sagt sie, „sind sehr wichtig. Sie demonstrieren nach außen, was wirklich in einem Mädchen steckt.“



Meine Erfahrungen mit Männern. Glatte




von den bösen, blauen, markierten Blue Meanies überfallen und besetzt. Ein alter Matrose, Old Fred, kann als einziger (in einem gelben Unterseebot) entkommen, erreicht Liverpool, begnügt den Beatles und gewinnt sie für die gute Sache. Man reist zurück nach Pepperland, durchquert verschiedene Meere, ein Raum-Zeit-Meer, ein Meer der Lächer, ein Meer der Köpfe, Nowhereland. Das erste dieser Meere, das Meer der bösen Köpfe, fehlt – Zeit und Budget reichten nicht mehr aus, zwei-Liter darfen nicht sehen – auf den Vorseiten.

Nach der Ankunft gelingt es den Beatles, sich Musikinstrumente zu beschaffen (Musik ist, wie nicht anders zu erwarten, die einzige Waffe, die die böswichtigen finsternen und die Meanies zu besiegen).

Während nun am Mittwoch des Filmes gespart wurde, hier am Ende tar man des Guten zurück, Yellow Submarine hat etwa 14 Happy-Ends. Die bösen blauen Meanies werden bekehrt und verbreiten sich mit den Pepperländern. Und der eigentliche, der 15. Schluss fiel weg. Sehen Sie ihn hier selbst. Meiner Meinung nach wäre es das eigentliche Happy-End, wenn die Meanies am Ende von den Pepperpeoples gefressen würden, die Beatles- und Meanies haben ein besseres Schicksal verdient, als ewig und glücklich in Pepperland leben zu müssen.



Freut die Beatles! Er wollte gar kein Happy-End! Heinz Edelmann, Schöpfer des Beatles-Films „Yellow Submarine“. Hier macht er seinem Herzen mit einem Stoßseufzer Luft. Yellow Submarine, der Beatles-Trickfilm, ist der beste abendfüllende Zeichentrickfilm, „den man je produziert, gesehen und gehört hat“, so jedenfalls beland der Kritiker des San Francisco Examiner. Besonders hervorzuheben sei eine Sequenz, das sogenannte „Meer der Kostümgüter“, besonders glücklich ausdemonstrierend noch der kurze Auftritt Shakespeares. Damit werden nicht nur so bedeutende Werke wie Horowitzs „M. und Mme. Kabal“ und Disney’s „Snow-White“ auf die Plätze verwiesen, auch für die nächsten 31 Jahre läßt der Examiner keinen anderen Trickfilm gelten, denn „dieser Film ist der beste Trickfilm dieser Generation, dieses Jahrhunderts“. Diese Besprechung weist ihren Verfasser als Filmkritiker von Rang aus, sie beweist auch, daß er den Film

gar nicht gesehen hat. Weder Shakespeare noch das „Meer der Kostümgüter“ erscheinen im fertigen Film. Andererseits, wer weiß, gibt es vielleicht eine West-coast-Schule der Filmkritik, die sich besonders der ungedrehten Szenen eines Filmes annimmt. Sollte dem so sein, dann wäre „Yellow Submarine“ ein besonders dankbares Objekt. Was im Kino zu sehen ist, sind Reflektate aus etwa 20 verschiedenen Drehbüchern, die einer Grandidee aufgetrophet wurden. Das gesamte, nicht verwendete Material (gut, medioker und sehr miserabel) hätte bequem für fünf Filme ausgereicht. Ich vermisse besonders zwei Sequenzen, zu denen Sie hier die Entwürfe sehen. Um die Handlung (soweit man überhaupt davon sprechen kann) kurz zu rekapitulieren: Pepperland, ein freundliches, muskliebendes Flower-power-Ländchen, das die englische Presse an das wilhelminische Deutschland erinnerte, wird

Die Flugtasche

Von Graham Greene

Der kleine Herr, der am Flughafen von Nizza an den Auskutschalter trat, als „Henry Cooper, Passagier auf BEA-Flug 105 nach London“ aufgerufen wurde, sah wie ein Schatten aus, den der strahlende Glanz der Sonne wirft. Er trug einen grauen Stadtanzug und schwarze Schuhe, er hatte eine graue Haut, die genau mit seinem Anzug übereinstimmte; und da er unmöglich seine Haut wechseln konnte, besaß er vielleicht keinen anderen Anzug.

„Sind Sie Mr. Cooper?“

„Ja wohl.“ Er trug eine Flugtasche der BOAC, die er behutsam auf die Gepäckkiste des Schaltertisches stellte, als enthalte sie etwas Wertvolles und Zerbrechliches wie einen elektrischen Rastapparat.

„Wir haben ein Telegramm für Sie.“ Er öffnete es und las den Inhalt. Er lautete: „Bon voyage. Vermisse Dich sehr. Willkommen dabei, lieber Junge, Mutter.“ Er riss das Telegramm einmal quer durch und ließ die beiden Stücke auf dem Tisch liegen, von wo die junge Dame in der blauen Uniform sie nach einer diskreten Pause aufhob und in begreiflicher Neugier wieder zusammenfügte. Dann suchte sie unter den Reisenden, die sich jetzt an dem Flugsteig für die Touristenklasse im „Trident“ anstellten, nach dem kleinen Herrn in Grau. Er befand sich unter den letzten und trug die blaue BOAC-Flugtasche in der Hand.

Henry Cooper fand im Vorderreil der Maschine einen Fensterplatz und stellte die Tasche auf den Mittelstuhl neben sich. Den dritten Platz nahm eine kräftig gebaute Frau in einer hellblauen Hose ein, die für den Umfang ihres Gesäßes zu knapp war. Sie zwangte eine zierliche Hausfrau neben die andere auf dem Mittelstuhl und breitete über beide einen großen Pelzmantel. Henry Cooper fragte: „Hörte, darf ich ihn ins Gepäcknetz legen?“

Sie sah ihn voll Verachtung an. „Was wollen Sie legen?“

„Ihren Mantel.“

„Wenn Sie wollen. Wozu denn?“

„Es ist ein sehr schwerer Mantel. Er
(Bitte blättern Sie um)



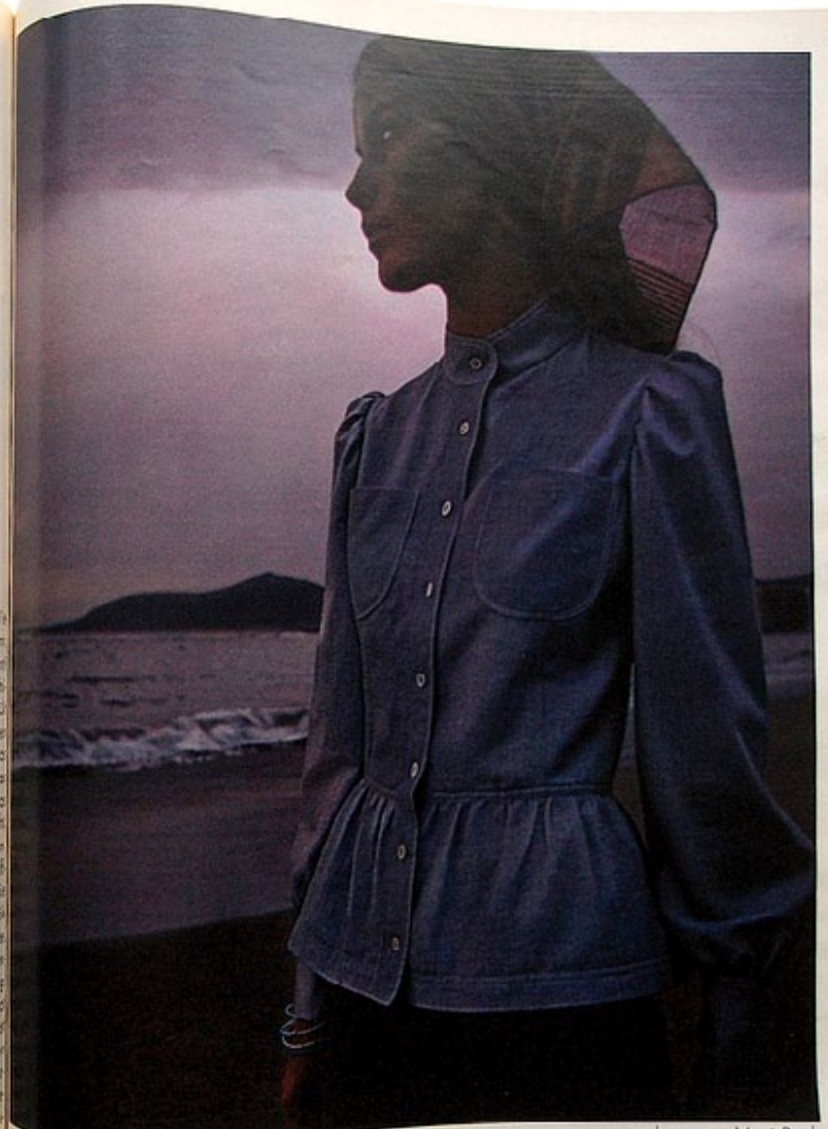
Illustration: Christian Piper



Typo

Er hat Hände wie Orchideen. Er ist zart und zerbrechlich. Wie eine Spinne, aus Beinen, Armen und einer Brille geflochten, wirkt er bleich und zurückhaltend. Voilà, Yves Saint Laurent. Ein Maestro, dessen Orchester aus Nadeln, Nähmaschinen und Mannequins besteht. Seit zehn Jahren läßt sein Erfolg an. Er besitzt fünfunddreißig Boutiques „Saint Laurent Rive Gauche“ und ein Parfum, das seinen Namen trägt. Wir sind bei Saint Laurent. Das Versteckspiel mit der Presse ist vorbei und das langgezogene ahhh..., das durch den Salon zieht, gehört dem ersten Entwurf seiner dreißigjährigen Kollektion. Wespentailen und zierliche Ärmel. Ein Hauch von Maskulinität unterstreicht die Weiblichkeit. Baumwollene Bauernblusen, Maxi-Rocke und streng bis zum Hals geknöpfte Seidenkleider. Farblich, fantasievoll, züchtig, romantisch, sexuell betont und vielseitig. Yves Saint Laurent hat wieder einmal gewonnen. Es ist eine vielseitige Präsentation von aufregenden, verführerischen Kreationen, festgehalten in präziösen Stoffen und bestimmt für die Stilbegeisterte schöner Frauen.

Die saftigen Säume des Saint Laurent



Inspirationen aus der Landwirtschaft: baumwollene Bauernbluse, getragen zum schwarzen Maxi-Rock.

G Bis vor drei oder vier Jahren war der Cool Jazz das letzte Wort in der Jazzmusik. Man hat gesagt, er sei eine Musik der Resignation gewesen: die Musik der Menschen, die wissen, daß die Atombombe gebaut wird, und die trotzdem gut leben wollen. Jetzt gibt es den „Modernen Bop“. Und an die Stelle der Resignation ist ein wilder, flammender Protest getreten. „Wenn Jazz ohne ein Moment des Protestes gespielt wird, verliert er seinen Sinn“, hat ein moderner Bop-Musiker gesagt. Der Jazz und die Jazzmusiker protestieren längst nicht mehr nur aus rassistischem Ressentiment; sie protestieren gegen alle die Klischees, die tausendmal versagt haben und gleichwohl immer noch als Werte deklariert werden.

Nicht umsonst stammen die jungen Musiker des modernen Bop nicht mehr aus den ländlichen Südstaaten, woher die wesentlichen Jazzmusiker fast aller Jazzstile bisher gekommen sind; heute kommen die jungen Jazzmusiker aus den Zentren der amerikanischen Industrie – der Automobilstadt Detroit und aus den Stahlarbeiterstädten Pittsburgh und Philadelphia.

Noch nie waren die Jazzmusiker so selbstbewußt. Der aus Detroit stammende Donald Byrd – einer der besten Trompeter der jungen Jazzgeneration – sagt, daß das ganze Wesen des Jazz Blues sei, und daß der Blues einfach die Musik der schwarzen Rasse sei. Und er erzählt dann, daß er Wochen damit zugebracht habe, gebildeten weißen Schülern, die bei ihm Unterricht genommen hätten, bestimmte Bluesphrasen beizubringen, aber: „Sie haben es nicht verstanden.“ Und er fügt hinzu: „Mein dreijähriger Junge begriff es sofort.“

Aus Gründen der Selbstachtung und des Selbstbewußtseins distanzieren sich die schwarzen Musiker immer einhellig von Louis Armstrong und der „Onkel-Tom-Rolle“, die Satchmo sooft gespielt hat, der Rolle des freundlich-gutmütigen, grinsenden Negers, der immer wieder bereit ist, die Wirklichkeit zu vergessen, wenn seine Funktion als „Unterhalter“ beginnt.

Der Streit, den Louis Armstrong mit seiner Heimatstadt New Orleans führte, hat sich in peinlicher Weise gegen ihn gewendet. Im vergangenen Jahr hatte Armstrong verkündet, daß er nicht eher wieder in New Orleans spielen würde, bis sich die rassistischen Verhältnisse dort unten gebessert hätten. Er wies darauf hin, wieviel schlechter alles in den letzten zwanzig oder dreißig Jahren geworden sei. In der Entstehungszeit des Jazz hätten sich Weiße und Schwarze gemeinsam am Jazz gefreut, und niemand hätte etwas dabei gesehen, wenn zwei Menschen der beiden Rassen nebeneinander geessen und einer Jazzband zugehört oder in ihr gespielt hätten. Armstrong sagte: „Ich bin überall in der Welt willkommen, und wenn New Orleans mich wirklich willkommen heißt, will ich gern wieder einmal zu Hause spielen. Ich bin willkommen bei den Satellitenvölkern hinter dem Eisernen Vorhang, noch bevor sie mich je gesehen haben. ... Ich habe ein schlechtes Gefühl über New Orleans ...“

Inzwischen haben die Neger von New Orleans deutlich gemacht, daß sie keinesfalls darüber traurig sind, daß Louis Armstrong nicht nach New Orleans kommen will. Die Negerzeitungen der Stadt schrieben: „Als er das letztemal hier war, hat er sich wie ein Affe benommen und einen Rock mit Fransen aus Gras und mit Schmetterlingen getragen, einen Ring in der Nase und eine Krone aus billigem Blech auf dem Kopf ... Und so ist er dann durch die Straßen der Stadt gezogen und hat den ganzen Tag Gin gesoffen und sich als King Zulu aufgeführt – der größten Blödelei, die jeder schwarze Rasse widerfahren ist ...“ Die Zeitungen bezogen sich damit auf Armstrongs Auftritt auf dem Karneval in New Orleans. Satchmo war damals besonders stolz, daß er endlich zum Faschingskönig seiner Heimatstadt gewählt worden war. Erst als Faschingskönig mit der Blechkrone auf dem Kopf brachte er es fertig, endlich eine Titelstory im „Time“-Magazin zu bekommen, eine der höchsten Auszeichnungen, die sich ein Amerikaner vorstellen kann (wenn der Artikel positiv ist).

Die Negerzeitungen von New Orleans sagen: „Armstrong hat nie

etwas getan, damit es den Negern in New Orleans besser ginge. Er war immer damit zufrieden, den grinsenden, äffischen Samba zu spielen. Und er hat auf diese Weise mitgeholfen, den Neger in seinem Onkel-Tom-Status zu halten. Vielleicht ist es für New Orleans doch besser, nur noch über ihn zu lesen und sich von ferne an ihn zu erinnern als irgendeinen erfolgreichen Trompetenspieler ...“

Solche Gedanken finden sich in der letzten Zeit öfter in der schwarzen Presse Amerikas – nicht nur in New Orleans. Und dabei ist es gar nicht so lange her, daß Louis Armstrong das schwarze Idol schlechthin war.

Aus einer ähnlichen Einstellung wird oft darauf hingewiesen, daß es im schwarzen Afrika Hochkulturen und ausgeprägte Zivilisationen gab, als die Weißen in Europa noch auf Bärenhöhlen schliefen. Und es wird dann vor allem auf die Hochkultur des alten Ghana hingewiesen (das nicht dort lag, wo der moderne Staat Ghana liegt. Das heutige Ghana trägt seinen Namen aus Renommiergründen und hat mit dem wirklichen Ghana nichts zu tun).

Das alles bezeichnet die Atmosphäre, in der der moderne Bop gespielt wird. Die beiden großen und schöpferischen Musiker, von denen der ganze moderne Jazz herkommt, hatten – so verschieden sie sonst waren – beide einen abgrundtiefen Haß auf alles Weiße: der Tenorsaxophonist Lester Young und der Altasaxophonist Charlie Parker. Diesen Haß haben heute fast alle die bekannten Musiker des modernen Bop. Er geht so weit, daß der Schlagzeuger Max Roach aus hellerem Himmel einen Polizisten niederschlug und sich dann für ein paar Wochen ins Irrenhaus stecken ließ, weil es ihm immer noch besser schien, den Eindruck zu erwecken, er habe das in einer vorübergehenden Geistesumnebelung getan, als wegen Angriffs auf die Staatsgewalt für mehrere Monate ins Gefängnis zu müssen. Auch der Pianist Thelonious Monk – der Musiker, der mehr als irgendein anderer neue Wege für den Jazz gefunden hat – hat einen Polizisten niedergeschlagen, als ihm ganz freundlich bedeutet wurde, daß er falsch geparkt habe. Erst dadurch hat er dann Verdacht auf sich gelenkt; man fand Rauschgift bei ihm, und er mußte aus doppeltem Grund ins Gefängnis: wegen des Rauschgifts und wegen des Angriffs auf die Polizei. Miles Davis schließlich – der Trompeter, der als der größte Jazz-Improvisator nach dem Tode Charlie Parkers gilt, ein Meister verhaltener Lyrik und Poesie – stand vor dem New Yorker Jazzlokal „Birdland“, um in einer Spielpause Luft zu schöpfen, und wurde, ohne seinerseits fälschlich zu werden, von der Polizei niedergeschlagen. Man hatte Miles bedeutet, weiterzugehen, weil er den Verkehr aufhalte. Miles hatte sich geweigert, weil er ja gleich wieder im Birdland weiterspielen mußte. Er war also im Recht. Aber die Untersuchungen haben doch deutlich gemacht, daß Miles seinen Standpunkt mit so viel Protestgeladenheit vertrat, daß sich der betreffende Polizist zu den Gummiknüppelheben auf Miles' Hinterkopf ausgesprochen herausgefordert fühlte. Daß Miles inzwischen die Stadt New York auf eine Million Dollar Schadenersatz verklagen konnte, wurde mit einem ausgesprochenen Triumphgeheul verzeichnet. Die Polizei also ist das rote Tuch. Sie ist das Symbol jener Ordnung, gegen die man protestiert. Wenige sind sich bewußt darüber im klaren; aber gerade deshalb wirkt alles um so stärker und elementarer.

Sicher hat auch die Wendung vieler Jazzmusiker zum Islam mit der Protesthaltung zu tun. Man will nicht mehr jenem christlichen Glauben angehören, unter dessen Zeichen man lange genug als minder Mensch behandelt wurde, obwohl scheinheilig immer wieder von der Nächstenliebe gesprochen wurde. Der Prozentsatz der führenden Jazzmusiker, die seit den vierziger Jahren zum Islam übergetreten sind, wächst ständig. Manche tun es öffentlich und nehmen dann auch einen arabischen Namen an – wie der Bariton-saxophonist Sahib Shihab; andere tun es, ohne daß die Öffentlichkeit es bemerkt, wie der Schlagzeuger Art Blakey, der nur für seine Glaubensgenossen den Namen Abdullah Ibn Buhaina angenommen hat.

Auch in der Rauschgiftsucht liegt oft genug ein protestierender

Joachim Ernst Berendt

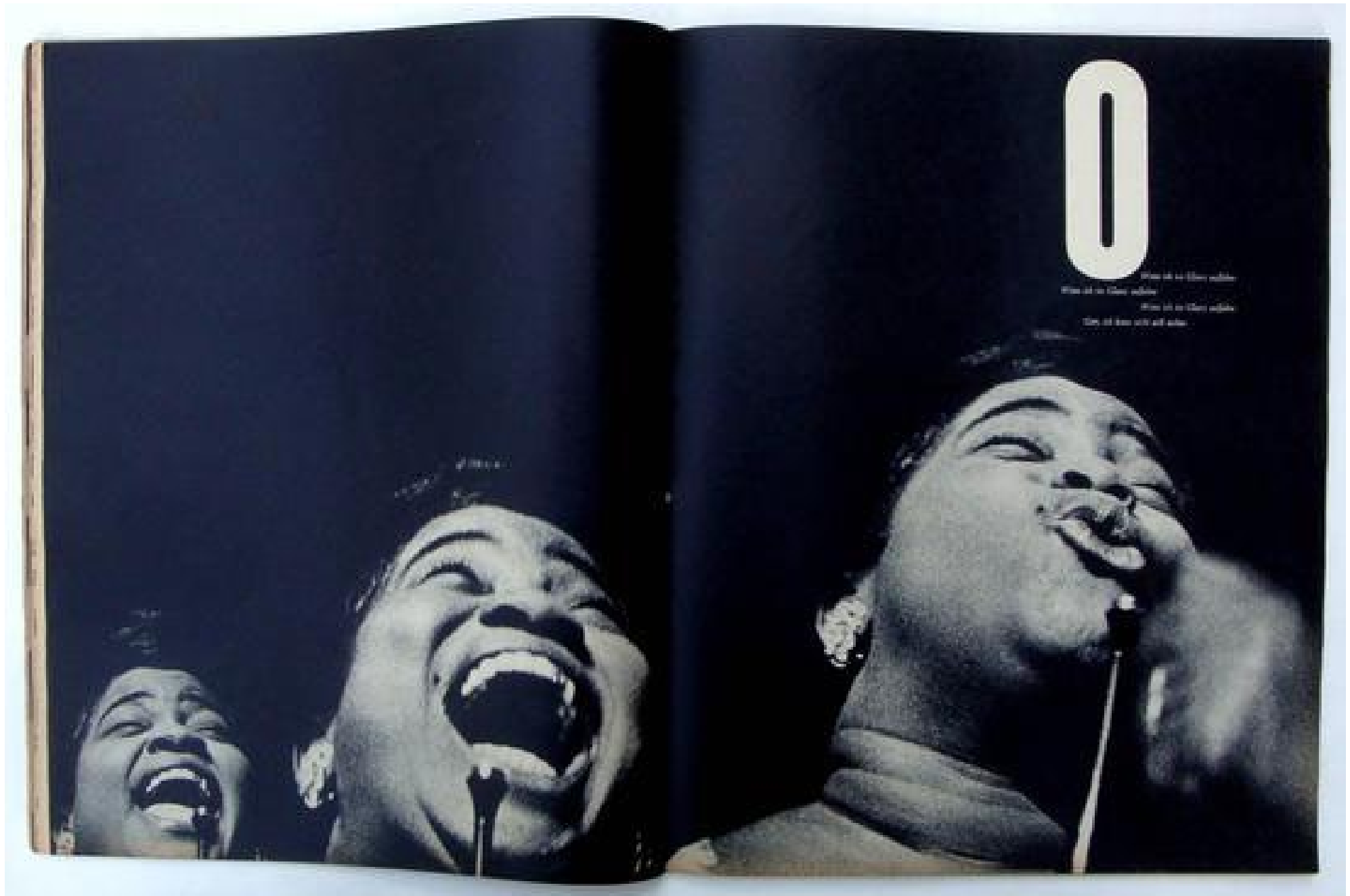


**COOL
+
BOP**

*Eine Handvoll Insel
unter dem Grollen des Vulkans:
Stromboli, zwei entdeckte
die sizilianische Insel, auf der die
Zeit stehen geblieben ist und
wo Ferienzeit mehr und schönere
Stunden hat*

Sommer tan auf dem Vulkan







14 TAGE IM KAST

Bundesdeutscher Strafvollzug · Eine Reportage aus dem Gefängnis von X · Erlebt und aufgezeichnet von Y



„Sie werden aufgefordert, die durch vollstreckbares Urteil gegen Sie erkannten Gefängnisstrafen von zwei Wochen am Freitag, dem 13. des Monats... in Strafgefangnis... anzutreten... Erscheinen Sie sauberen und nüchternen Zustand und erwartet.“

Derzeit ist nun mal eine Unglückszahl, und Freitag ist auch schlecht. Dreizehn und Freitag zusammen — das geht bestimmt nicht gut. Es ist überhaupt nichts gut gegangen in der Sache. Wieso war sofort der Streifenwagen da, als ich nachts um 24 Uhr auf der

einsamen Vorstadtsstraße ohne Grund ins Schleudern geriet und am Gartenzaun landete?

Wieso kam ich an einen Richter, der sofort zwei Wochen ohne Bewährung verhängte, obwohl ich nach ein paar Schläpsen nur 1,7 Promille im Blut hatte?

Wieso hat der „Gnadenvorsteher beim Landgericht“ oder der Justizminister das nicht in eine Bewährung umgewandelt, obwohl ich nicht „einstellig vorbestraft“ bin, wie es im Justizdeutsch heißt? In der ganzen Sache ist der Wurm drin. Und nun auch noch Freitag, der Dreizehnte...

Es ist gar nicht leicht, ins Gefängnis zu kommen

Vierzehn Tage sind keine Ewigkeit. Die gehen schnell vorbei. Ich denke an die armen Genossen, die einige Monate oder gar Jahre abtrotzen müssen. Und Gefängnis ist auch nicht so schlimm. Zuchthaus wird viel schlimmer sein. Langsam packe ich meine Sachen. Es ist nicht viel. Was ich packen darf, steht genau in der Ladung: etwas Bargeld, Zahnbürste, Haarbürste, Brille (habe ich nicht), Kamm, Spiegel, Rasierapparat und „sässige“ Bücher zur beruflichen Unterhaltung und Fortbildung. Ich entschleibe mich für Jüdel Orfage y Gasset, „Aufstand der Massen“ und den zweiten Band der „Vorgeschichte des zweiten Weltkrieges“. Ich hätte es nicht tun sollen. Das Gefängnis liegt mitten in der Stadt. Eine hohe Mauer umschließt den ganzen Komplex. Am Mitteltrakt ist ein Tor. Es ist sehr hoch und aus Stahl. In der Mitte ist eine kleine Tür — gerade so groß, daß ein nicht allzu Dicker eben durchschlüpfen kann. Die Scheile ist rechts in der Mauer.

Ich klopfe. Aber es kommt niemand. Ich klingele noch einmal. Es ist nicht angenehm, so lange vor dem Gefängnis zu stehen. Ein männlicher Mensch in Uniform öffnet schließlich die kleine Tür und knurrt: „Na — wohl sehr eilig, was...?“ Und nach einem Blick auf meine Ladung: „Na — mein Sohn — dann komm mal rein.“

Er schiebt mich in einen kleinen Raum neben der Türeinfahrt. Dort sitzen wieder zwei Uniformierte. Sie streifen über das Vorfahrtsschild. „Es ist ganz egal“, sagt der eine, „wenn du von rechts kommst, und es steht kein Schild da, auch wenn die Straße breiter ist...“ Ich bin nicht da für sie. Sie wetten um drei Flaschen Bier. Ich bin noch immer nicht dran. Erst werden die Details der Wette erklärt. Dann nimmt der am Schreibtisch ein großes dickes Buch zur Hand. Es sieht aus wie eine Heiligenlegende. Er schlägt es auf, langsam und bedächtig, und fragt zu mir hinüber: „Zugang?“ Ich nicke. Er nimmt mir Ladung und Personalausweis ab, türmt einen Federhalter in das Tinten-

fäß und schreibt in das Buch. Es stehen also keine Heiligen drin. Der Mann fragt und schreibt. Er fragt all das, was in Personalausweis und Vorladung steht: Name, Vorname, geborenen am... in... Er liest es in den Papieren, aber er fragt. Deutsche Gründlichkeit... Vielleicht denkt er, ich bin es gar nicht. Das soll es geben... Ladung und Ausweis bekomme ich zurück.

Als ich wieder hinausgehen darf, gehe ich nicht mehr allein. Ein Uniformierter bringt mich über den Hof, Mauer vorne, Mauer hinten. Darzwischen hohe Häuser mit Gitterfenstern. Zwei Gittertüren werden aufgeschoben und sofort hinter uns wieder zugeschlossen. Er bringt mich in das nächste Haus. Vor einer Tür im Erdgeschoss halten wir. „Warten“, sagt der Mann. Auf der Tür steht „Anmeldung“. Ich dachte, ich wäre angemeldet. Aber offenbar bin ich es nicht. Der Flur ist zugig und kalt. Es stehen noch drei Mann vor der Tür. Und ein Uniformierter. Die Tür „Anmeldung“ öffnet sich. Ein Mann kommt heraus. Ein Uniformierter ist dabei. Es scheint zwei Warten wie Bewachte zu geben. Der nächste darf hinein. Wie beim Arzt... Es dauert eine gute halbe Stunde. Dann bin ich dran.

Der Mann am Schreibtisch hat ein großes dickes Buch vor sich. Es sieht aus wie eine Heiligenlegende. Aber ich weiß jetzt: Auch da stehen keine Heiligen drin... Der Mann hinter dem Buch nimmt mir Ladung und Personalausweis ab, türmt einen Federhalter in das Tintenfaß, fragt und schreibt. Er fragt all das, was in Personalausweis und Vorladung steht und was ich dem Kollegen da vorne am Tor schon gesagt habe: Name, Vorname, geboren am... in... Aber es gibt auch was Neues hier, etwas, das es in der Torhülle nicht gab: Ich muß die Angaben mit meiner Unterschrift bestätigen und versichern, daß sie wirklich und wahrhaft wahr sind. Und es gibt noch etwas Neues: Ladung und Ausweis verschwinden in einem Fach. Statt dessen bekomme ich einen „Haus-Ausweis“ — eine kleine

blaue Karte. Oben steht ein „K“. Ich überlege, ob es „Katholisch“, „Kraftfahrer“ oder „Kauflässiger Angehöriger“ heißt... Alles 1986 bei mir zu. Es folgen Name, Vorname, Straßenzahl, Fahrlässige Verkehrsführung, Strafrecht, die Gefangenennummer. Ich bin jetzt 2613. Verdammte, denke ich, schon wieder eine Dreizehn. Der Uniformierte sagt: „Diesen Ausweis haben Sie stets bei sich zu tragen. Sie dürfen ihn nicht verlieren.“

— Wo soll man in diesem Haus so ein Ding verlieren...? Der Mann sagt: „Sie können gehen...“

Gehen kann ich indes keineswegs. Ich werde gebracht. Auf das Stühlpfand hin ist ein Uniformierter aufgekauft. Weist auf die Tür und sagt nur: „Los!“

Draußen warten vier Mann. Das Geschäft scheint zu blühen. Wir gehen über den Hof auf das Hauptgebäude zu. Vier Mann in blauen Drillingen schieben einen Wagen. Ein Uniformierter läuft hinterher. Sie schreien sehr gemütlich, und man hat den Eindruck, sie wollen ihre Ruhe haben — die vier und der Uniformierte. Mein Wächter schließt die Tür zum Hauptgebäude auf, läßt mich hinein, brüllt „Zentrale — Zugang“ und schließt die Tür wieder von außen ab.

Ich stehe verloren im Erdgeschoß des riesigen Baues — neben mir Zellen, über mir Zellen, sechs Stockwerke hoch senkrecht über mir ganz klein das Glasdach. An den Zellen entlang laufen eisernen Gänge. Die Gänge der einzelnen Etagen sind mit eisernen Treppen verbunden. Alles ist sehr übersichtlich. Und sehr sauber. Es riecht penetrant nach Lyrol. Am hinteren Ende hängt auf dem ersten Stock — wie ein Vogelkäfig — ein großer Glaskasten.

Ein Uniformierter erscheint: „Mitkommen...“ Wir gehen zum ersten Stock hinauf, auf den Glaskasten zu, in den Glaskasten hinein. Ein dicker Uniformierter sitzt dann und träumt vor sich hin. Nun — ich kann mich irren. Vielleicht gäht er auch schief auf. Daß keiner abhaut. Vor ihm liegt wieder so eine Heiligenlegende. Vom Glaskasten aus kann man die drei Flügel des Hauptgebäudes genau übersehen. Alle drei Flügel sehen

vollkommen gleich aus. Sie sehen so gleich aus, daß ich mich nicht mehr erinnern kann: Aus welchem kam ich eben?

Draußen hängt eine schwere Glocke. Sie klingelt dauernd: Zweimal kurz, Pause, dreimal lang, Pause. Einmal kurz. Für eine Minute ist Ruhe. Dann geht es wieder los. Dieses Mal in einem anderen Rhythmus. Der Dicker am Schreibtisch beobachtet noch immer, ich räuspere mich. Es nützt nichts.

Dann wendet er sich mir zu: „Was wollen Sie? Was soll ich das wissen? Ich möchte sagen: „Ich will nach Hause...“ Der Dicker beugt sich schließlich. „Ausweis“, sagt er nur. Ich gebe ihm meine blaue Karte. Er nimmt das dicke Buch, schlägt es langsam auf und klinkt seinen Federhalter in das Tintenfaß und schreibt. Er fragt genau das, was auf dem Ausweis steht: Name, Vorname... Endlich bin ich zum drittenmal angemeldet. Der Dicker sagt: „Gehen Sie zum Kammerverwalter zum Einleiden...“

Der „Kammerverwalter“ sitzt im Keller. Das kann ich nicht wissen. Das breche ich auch gar nicht zu wissen. Immer ist ein mehr oder weniger höflicher Mann in Uniform da, der mich begleitet. Man gewöhnt sich daran. Sehr bald.

Vor der Kammer ist auch Hochbetrieb. Vier Mann warten. Und ein Uniformierter natürlich. Der vor mir fragt: „Hast du noch was zu rauchen?“

„Nein“, sage ich. Er lacht mit dem Vordermann. Nach einem Witz stört er an: „Wieviel mußt du abreißen?“

„Zwei Wochen...“ „Mensch“, sagt er verächtlich, „das ist doch gar nichts...“ Er dreht sich um und spricht wieder mit seinem Vordermann. Ich habe den Eindruck, daß ich hier mit nur zwei Wochen nicht gesellschaftsfähig bin. Beim Kammerverwalter geht alles schneller. Vier Mann dürfen zusammen hinein. Ich bin der erste vom zweiten Schub. „Was wollen Sie?“ empfangt mich ein Mann im weißen Kittel. Er sitzt hinter einem Schreibtisch und hat ein dickes Buch vor sich. Was soll ich wollen?

Gegen Zigaretten gibt es Hosen mit Knöpfen dran

„Auf die Matte und ausziehen!“ befehlt der Weißbärtige. Ich muß mich auf eine Federnmatte stellen und meine Kleider auf den Tisch davor legen. Endlich stehe ich im Hemd. „Ausziehen, habe ich gesagt“, brüllt der Weiße. Hinter einer Theke schlagen drei Leute in blauem Drillinganzug Kleider und Schuhe herbei. Ich stehe noch immer im Hemd. „Mensch, zieh dein Hemd aus“, sagt der Weiße. „Nacht mußt du hier stehen, damit der Kammerverwalter sieht, ob du auch nichts im Anschreinschmuggelst. Wiegucken

dir schon nichts ab...“ Er kommt auf mich zu. „Hast du noch Zigaretten?“ „Nein!“ „Oder Streichhölzer?“ „Nein!“ „Rindvieh...“ Ich stehe nackt und warte, daß mir der Kammerverwalter in den Ansch schaut. Aber er schneidet nur in dem dicken Buch. Der Kalligraf will mir Sachen zu: einen blauen Anzug, ein blauweißes Halstuch, eine Mütze, ein Hemd mit großen Flecken und eine Unterhose. Die Unterhose hat keine

jazz



Es ist mehr als Schatzsuche, was ich in der Musik suche, und ich glaube, auch andere Musiker suchen mehr darin. Das Wichtigste, was ein Musiker tun möchte, ist, dem Zuhörer ein Bild von den vielen wunderbaren Dingen geben, die er erfahren hat und die er im Universum fühlt. Das ist es, was Musik für mich ist, einfach eine andere Art auszusprechen, daß wir in einem großen, wunderschönen Universum leben, das uns gegeben wurde. Ich glaube, es ist eine der größten Sachen, die man im Leben tun kann. Wir alle versuchen, es in irgendeiner Weise zu tun. Der Musiker versucht es durch seine Musik.

Der Mann, der das sagt, ist der Tenorsaxophonist John Coltrane, der einflußreichste Musiker der derzeitigen Jazz-Szene. Man muß lange suchen, bevor man einen modernen Saxophonisten findet, der nicht von ihm beeinflusst ist. Und von den Musikern der anderen Instrumente, sobald sie etwas Neues tun, schreiben die Kritiker, sie übertrügen Coltrane auf das Piano oder Violoncello, auf die Trompete oder die Fiddle.

Der Einfluß, den John Coltrane hat, ist heute so überlegend, daß man annehmen muß, er hat auch außer-musikalische Gründe. Dann gewiß ist Coltrane technisch und formmäßig der beste moderne Tenorsaxophonist, und ebenso gewiß ist, daß das Tenor das Instrument ist, das die stilistischen Wege der Jazzmusik heute bestimmt. Aber ebenso gewiß sind im Bereiche der Jazz-Avenüer Musiker wie Charlie Mingus oder Thelonious Monk reifer und überlegener. Ihre Musik ist in einer Weise vollendet und in sich geschlossen, die der jüngere Coltrane neugierig nicht in wenigen Jahren erreichen kann. Warum liegt es, daß trotzdem Coltrane den überlegenden Einfluß hat? Es liegt oben an seiner Jugend: daran, daß der junge Jazzmusiker und Jazzhörer die ihn vorwands Seite schwingen hört und trotzdem spürt, daß hier wesentliche, in die Zukunft weisende Dinge geschehen. Es liegt am emotionalen Zugriff der Musik John Coltranes.

Wer ist dieser 1926 geborene Tenorsaxophonist John Coltrane, Sohn eines Schneiders in North Carolina? Wir nie haben bestimmte Vorstellungen, wenn Jazzmusiker-Namen fallen – Miles Davis etwa oder Coleman Hawkins oder King Oliver. Bei John Coltrane aber hat jeder eine andere Vorstellung. Und das liegt nicht an denen, die die Vorstellung haben, sondern an Coltrane. Fast mit jeder seiner Platten erscheint ein neuer, anderer, frischer Coltrane. Kein Musiker des modernen Jazz hat sich mit solchem Schreiklang und dem mit welcher Gedringtheit entwickelt wie er.

John Coltrane hat Ende der vierziger Jahre bei Dizzy Gillespie und dann bei Earl Bopch und Johnny Hodges gespielt, aber Miles Davis hat ihn wirklich bekannt gemacht – mit seinem berühmten Quintett von 1965 bis

John

COLTRANE

Joachim Ernst Berendt
beschreibt
die sieben Seiten
des Mr. „Trane“
Fotos: Robert Freeman


PHILIPS
twen
33

HANS WERNER HENZE
CEMBALO MODERN+JAZZ



Der alte Mann und die Macht

Mit allen
Fingern unterstrichen:
„Ich will
dem Volk nur einige
Tatsachen sagen...“
Und klare
Entschlossenheit
ist in seiner Stimme.



sen Mitte ein großer schwarzer Flügel prunkt. Eigentlich liebt Adenauer Helle und Weite um sich. Aber das ist alles nicht so wichtig.

Wichtig ist, daß er hören, Bescheid wissen möchte. „Was denken die Menschen?“ Im deutschen Alltag ist etwas, das ihn beunruhigt.

Die verschlüsselten Telegramme, die sich auf seinem Urlaubsschreibtisch stapeln, geben ihm keine gültigen Aufschlüsse. Das einzige Lebenszeichen der Deutschen ist für ihn hier das ungeduldige Gebrumm der Autos mit deutschen Nummernschildern, die auf der Uferstraße am See in endloser Folge südlichen Ostseestädten zuströmen. Gedämpft hört er sogar durch die hohen, schmalen Fenster in den Salons.

„Ich verstehe diese Unruhe nicht“, sagt er wieder. „Was hat das deutsche Volk für ein Verhältnis zum Staat? Was kann ich machen?“

Sprunghaft wechselt er das Thema:

„Wissen Sie, was jetzt sein müßte? Wahlkampf. Morgen müßten Bundestagswahlen sein.“

Und nach einer Pause:

„Mit den Umfrage-Ergebnissen kann ich ja zufrieden sein.“

Adenauer fühlt sich trotzdem unbehaglich. Sein Unbehagen hat einen sehr triftigen Grund: den Streit um den „Kronprinzen“. Dieser Streit in der Partei schmälert seine Macht, aber mehr noch schmälert er die Geltung des Staates. Das ist die traurige Wirkung jener Vorbestellungen, die man in Bonn zur „Regelung der Nachfolge“ trifft.

„Was halten Sie davon, Herr Bundeskanzler?“

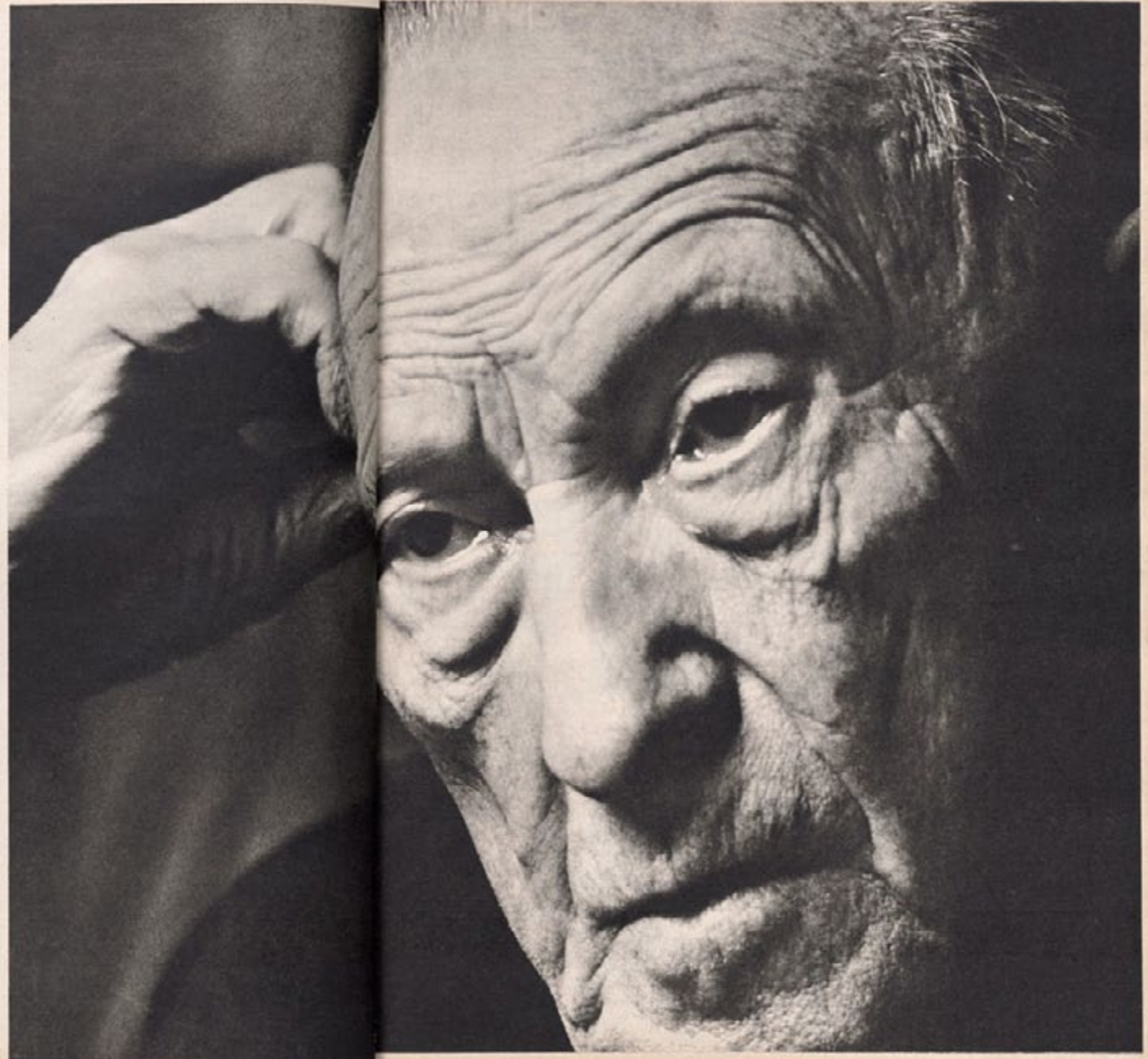
„Ach, das ist alles so ungünstig und so schlecht. Nehmen Sie die zeitlose Degeneration meines Amtes. Weiß ich, was im Herbst ist? Aber nun trage ich das Handikap mit mir herum, daß es heißt, ich klebe am Stuhl, und was nicht alles!“

Er habe schon gewußt, meint er, warum er bis zuletzt um die nicht termingebundene Formel „Rücktritt rechtzeitig vor der Bundestagswahl 1965“ gekämpft habe: ein „Kanzler auf Abbruch“ sei ein Unding, der Regierungschef der Bundesrepublik müsse diesen Staat in einer „unsicheren Welt“ bis zum letzten Amtstag mit voller Autorität vertreten können. Oder es passieren schlimme Dinge.“

Den Schaden erkennt der Kanzler klar. Und darum wären ihm Bundestagswahlen morgen lieb. Oder sonst irgendein Mittel, um noch einmal die ganze Macht in den Griff zu bekommen. Nicht, um abermals zurückzuführen in die „Ara Adenauer“, sondern sicher heraus. Ohne Machtverlust für Deutschland.

„Herr Bundeskanzler, dieses Mal ist das Unbehagen im Land, das Unbehagen über Bonn, wirklich ernst. Man spricht von Führungslosigkeit, von Unbeweglichkeit...“

Lesen Sie bitte weiter auf Seite 91



☛ Mit jedem Foto
gebe ich ein Stückchen
von mir. Jeden Monat schenke ich
Millionen Lesern
mein Gesicht, meine Hände,
meine Figur.
Was bleibt da übrig
von mir? ☛

56

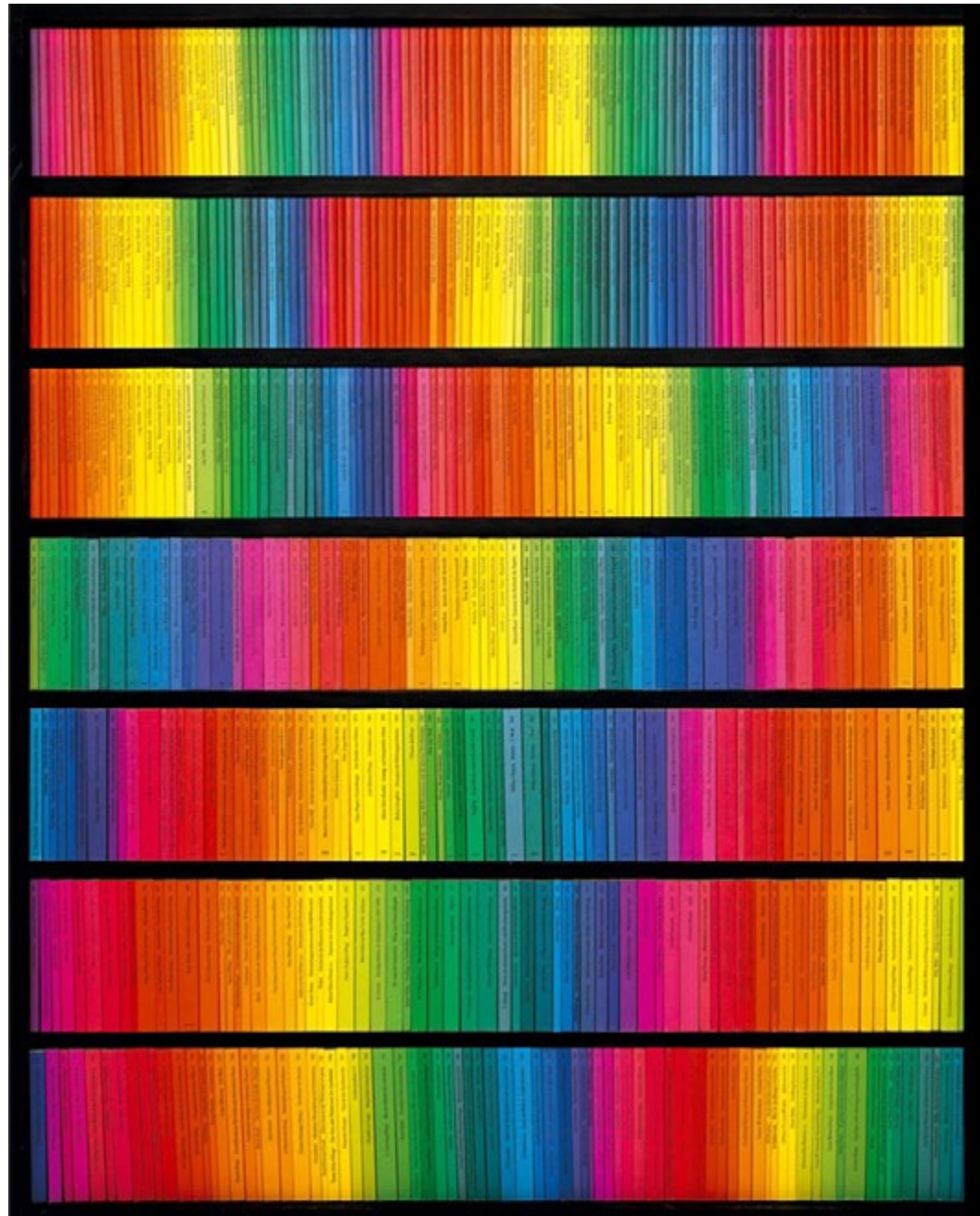
Polly & Co. Suchen Sie sich eine aus. Egal welche von den fünf. Sie sind alle gleich. ☛

Suhrkamp

1963

Edition Suhrkamp, Design: Willy Fleckhaus.

1963 hat Willy Fleckhaus die Regenbogenfarben der Edition Suhrkamp entworfen. Und damals leuchteten sie besonders verheißungsvoll, »weil das Land dahinter so grau und verhangen war«, wie Die Zeit schrieb. In der Edition Suhrkamp erscheinen bis heute jeden Monat vier Erstausgaben, mehr als 2100 Titel insgesamt. Ihr Inhalt soll »die Lage des zeitgenössischen Bewusstseins und die politische Situation in einer sich verändernden Welt darstellen«. Das Land ist wieder ziemlich grau und verhangen. Nur die Regenbogenfarben leuchten noch immer verheißungsvoll.





Heinrich Geisenberger (Hg.) Und jetzt. 2500

Attila Bartis Die Apokryphen des Lazarus 2498

Ann Cotten Fremdwörterbuchsonette 2497

Esther Dischereit Der Morgen an dem der Zeitungsträger 2496

Bora Ćosić Die Reise nach Alaska 2493

Andreas Maier Ich 2492

Artur Klinaŭ Minsk 2491

Robert Menasse Das Paradies der Ungeliebten 2490

Friederike Mayröcker Magische Blätter VI 2488

José F. A. Oliver Mein andalusisches Schwarzwalddorf 2487

Martin Kippenberger Wie es wirklich war. Am Beispiel 2486

Elena Esposito Die Fiktion der wahrscheinlichen Realität 2485

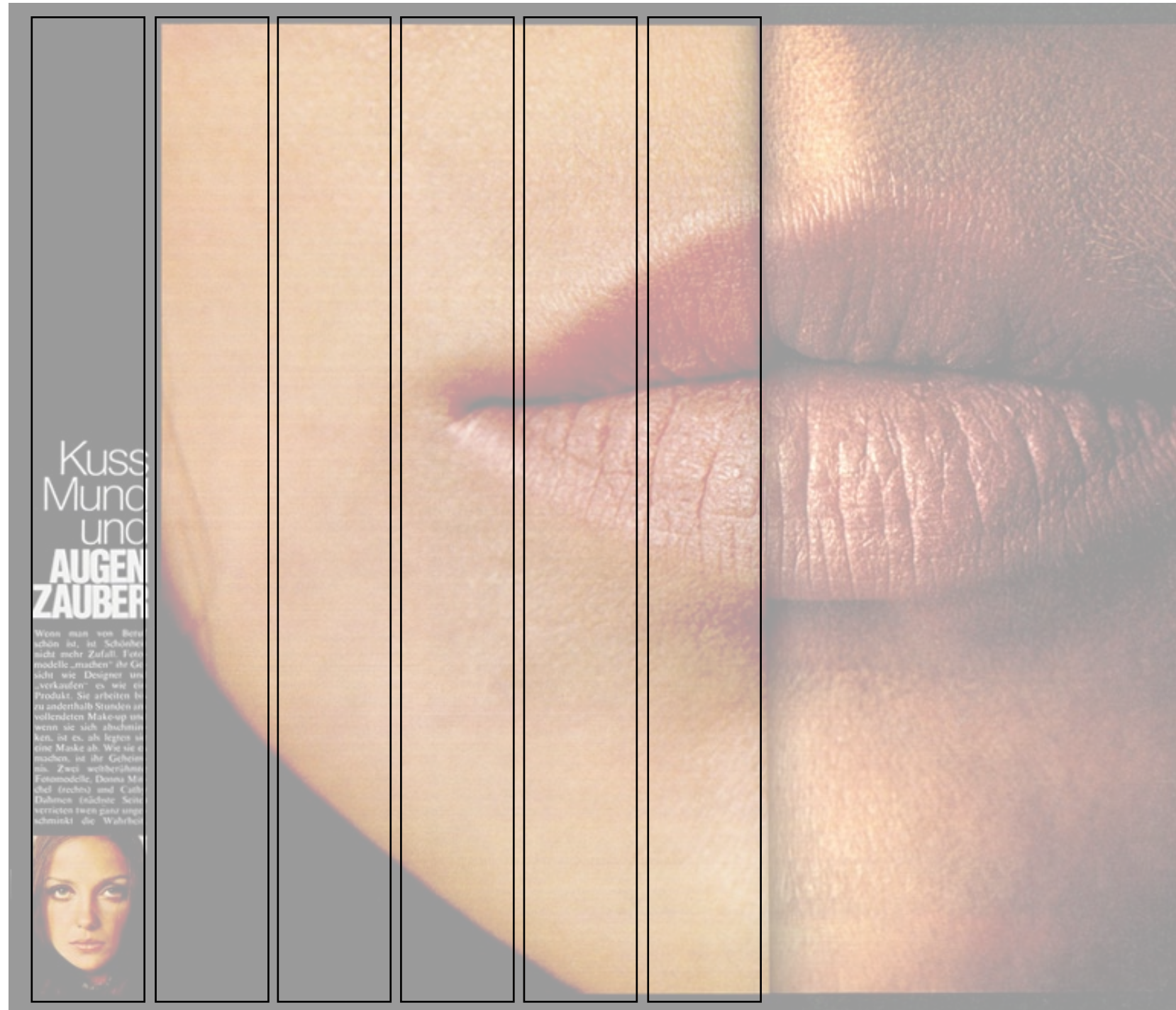
Wilhelm Heitmeyer (Hg.) Deutsche Zeitschrift 2484

60er

70er

800er

Raster





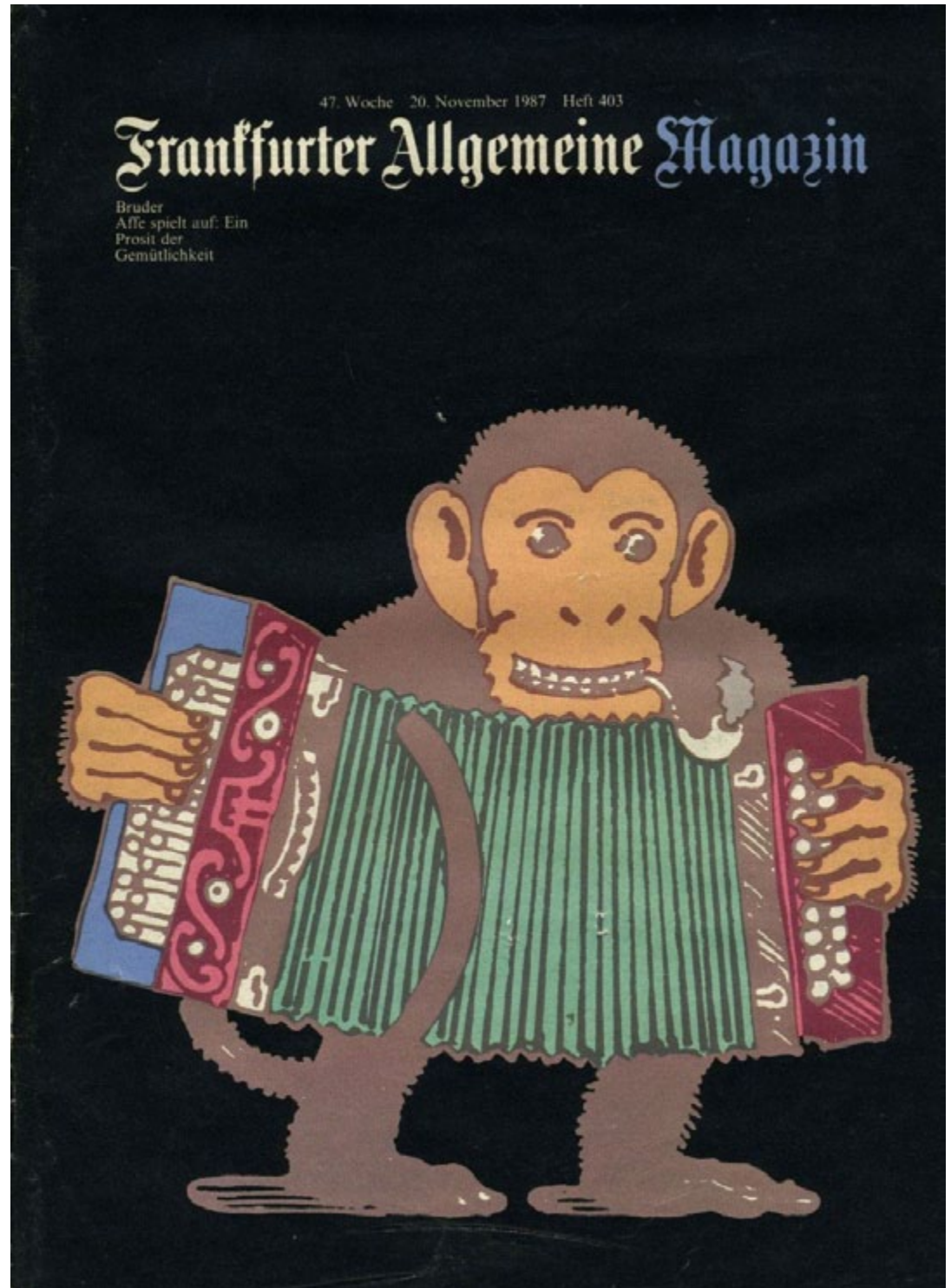
DER RASTER

THE GRID

**DER RASTERBOGEN
VON WILLY FLECKHAUS,
DEUTSCHLANDS
LEGENDÄREM ERSTEN
ART DIRECTOR**

THE GRIDCARD OF WILLY FLECKHAUS,
GERMANY'S LEGENDARY FIRST ART DIRECTOR

FAZ Magazin



Wesentliches

Man nannte Willy Fleckhaus (1925-1983) den „teuersten Bleistift Deutschlands“.

Er hat Teile der visuellen Kultur der sechziger, siebziger und achtziger Jahre geprägt.

Willy Fleckhaus verschmolz die Ratio der Schweizer Grafik mit der Phantasie des amerikanischen Editorial Design.

Wurde international zum Vorbild für eine Generation von Zeitschriften- und Buchgestaltern, Werbeleuten und Fotografen.



Sein Name ist Hase, er
weiß von nichts als
Verfolgung und falschem
Verdacht zu Ostern.
Keiner hält ihm das Panier,
Armes Häschen ...

„Eine Zeitschrift ist etwas Dreidimensionales, eine Zeitschrift ist nicht Höhe mal Breite, sie ist mehr, sie ist ein Erlebnis. Und das sollten wir eigentlich verstehen, wenn wir Typografie machen, dass dies nicht Buchstaben sind, dass dies nicht fette und magere Futura ist, dass wir eigentlich unsere Menschen erfreuen, belehren, unterhalten wollen was immer es sein mag. Sonst gar nichts.“

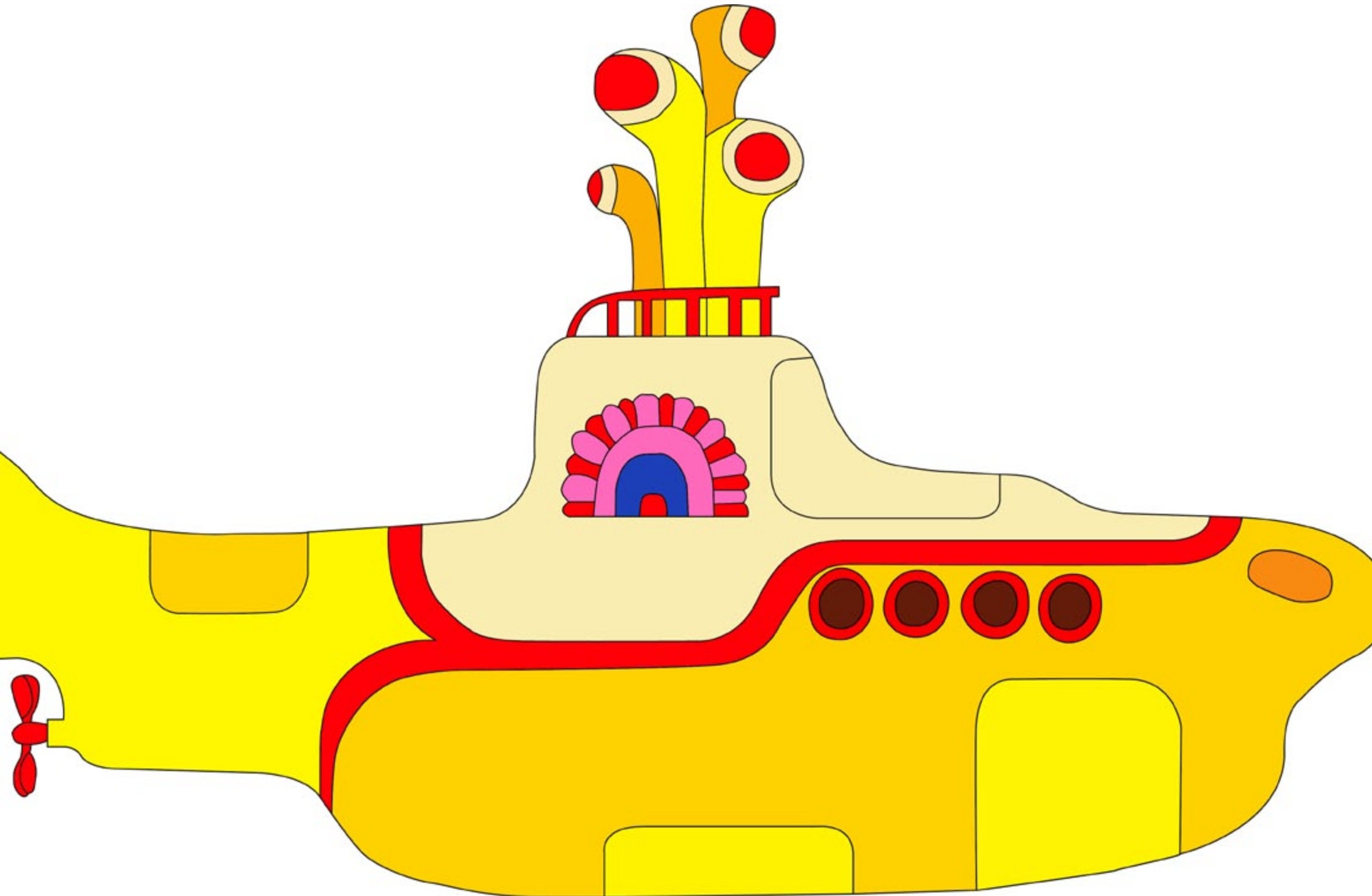
Willy Fleckhaus

Heinz Edelmann

(1934 - 2009)

Der deutsche Illustrator wurde 1934 in der Tschechoslowakei geboren. Obwohl er sehr bekannt als Illustrator in Europa wurde, erreichte er seinen größten Ruhm mit seinem Film *Yellow Submarine*, mit den Beatles.





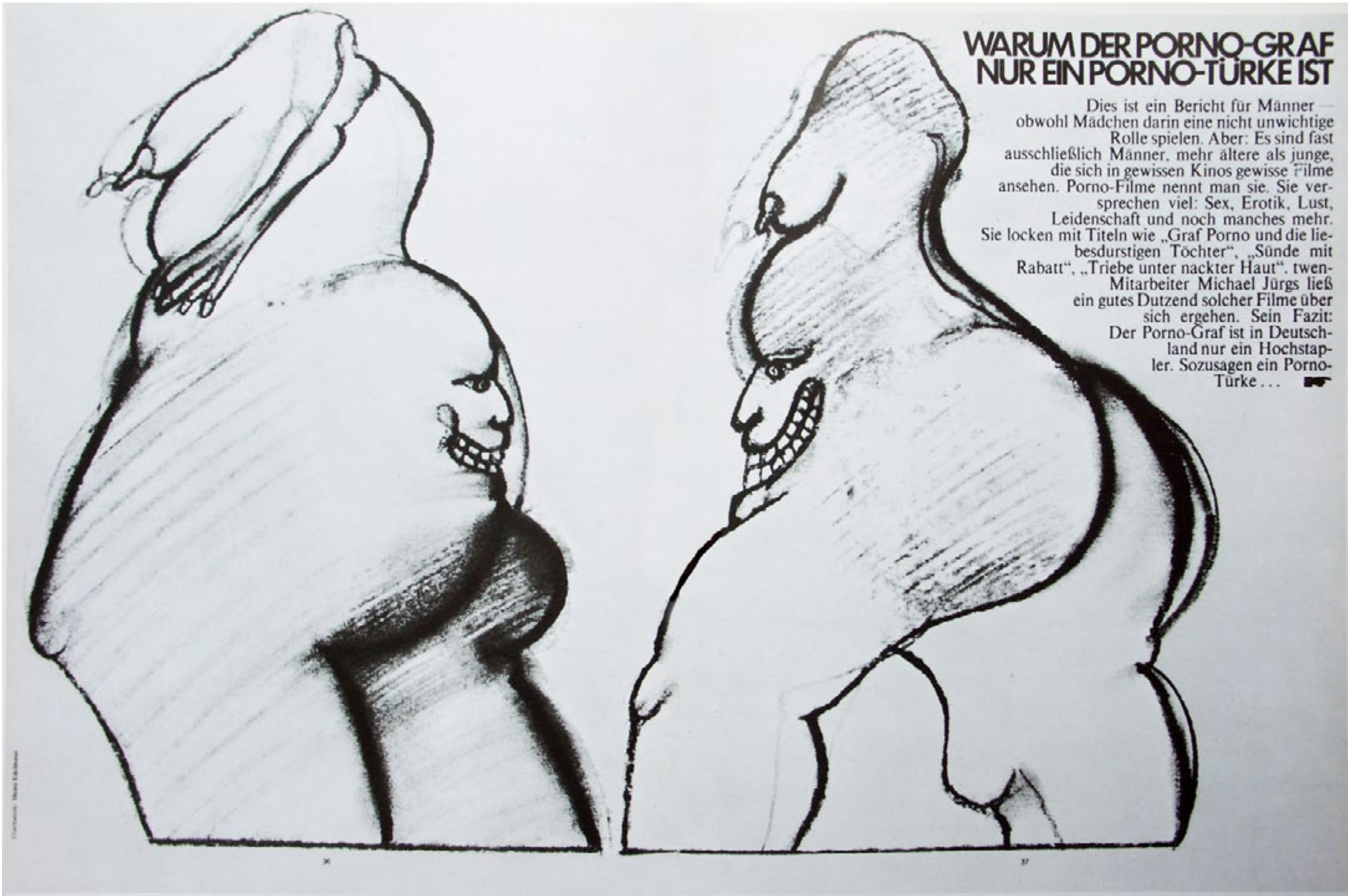
Ringo
im Wunderland.
Ein Magier,
der „Nowhereman“
heißt, hat ihm
eine Märchenwelt
gezaubert und
läßt ihn auf einem
Vogel reiten.
Edelmann zeichnete
dafür ein Pop-
und Psychedelic-
Panorama.



28. Woche 14. Juli 1989 Heft 489

Frankfurter Allgemeine Magazin





WARUM DER PORNO-GRAF NUR EIN PORNO-TÜRKE IST

Dies ist ein Bericht für Männer —
obwohl Mädchen darin eine nicht unwichtige
Rolle spielen. Aber: Es sind fast
ausschließlich Männer, mehr ältere als junge,
die sich in gewissen Kinos gewisse Filme
ansehen. Porno-Filme nennt man sie. Sie ver-
sprechen viel: Sex, Erotik, Lust,
Leidenschaft und noch manches mehr.
Sie locken mit Titeln wie „Graf Porno und die lie-
besdurstigen Töchter“, „Sünde mit
Rabatt“, „Triebe unter nackter Haut“. twen-
Mitarbeiter Michael Jürgs ließ
ein gutes Dutzend solcher Filme über
sich ergehen. Sein Fazit:
Der Porno-Graf ist in Deutsch-
land nur ein Hochstap-
ler. Sozusagen ein Porno-
Türke... ■

Ehste in de Stadt, wat macht dich satt, ne Currywurst... Kommse vonne Schicht, wat Schöneres gibt et nich als wie Currywurst. Blisse richtig down, brauchse wat zu kaun, ne Currywurst. O Willi, wie is dat schön, wie wir zwei hier stehn, mit Currywurst..." Der so in einem seiner Songs aus Bochum singt, ist Herbert Grönemeyer, und sein mit rauchiger Stimme vorgetragenes Loblied auf die Currywurst wird zweifellos gern von vielen seiner Zeitgenossen mitgedudelt. Wer kommt heute schon immer vorbei an den Wurstständen und Schnell-eißelegkeiten, die oft schon am frühen Morgen in einer Wolke derber Gerüche dümpeln und allen Leuten, die es eilig und dennoch Hunger haben, eine rasche Sättigung bieten. Stadt und Land sind inzwischen mit einem dichten Netz von Imbißbuden überzogen: Sie finden sich an den großen Bundesstraßen und an Tankstellen, auf Parkplätzen, vor Supermärkten und Einkaufszentren, in Baulücken, an belebten Straßenecken, in den Innenstädten und auf Wochenmärkten, vor Messe-, Ausstellungs- und Sporthallen und in Fußballstadien, in der Nähe von Fabriken und Gewerbebetrieben.

Sie finden sich an Taxi-ständen und auf den dunklen Plätzen, wo die Fernfahrer ihre Brummis hinkarren, wenn ihnen nach einer Pause zumute ist, in Neubauvierteln zwischen in den Himmel betonierten Häusern und neu entstandenen Quartierzentren der Alternativszene, im Schatten der chrom- und glasglänzenden Riesensuperlogierwaben von Hilton und Intercontinental.

Die Imbißbuden sind Treffpunkte junger Leute, die dort mit ihren Mopeds oder Motorrädern vorfahren und mit neu hinzukommenden Initiationsriten vollziehen, Arbeitsloser, Rentner oder Müßiggänger, die sich einen ganzen Vor- oder Nachmittag an einer Bierflasche festhalten und hemmungslos schwadronieren, aber auch, wie etwa im nachmittäglichen Berlin an den All-night-Stehrestaurants am Kurfürstendamm oder der Joachimstaler Straße, Orte spontaner Zusammenkünfte von nerzbehängten und in maßgeschneiderten Anzügen erscheinenden protzreichen Nachtschwärmern, unter denen sich nicht selten schlagzeilenumkränzte Medienstars befinden, die

sich nach einem Theater-, Varieté- oder Barbesuch noch einmal dem herzhafsten Eißvergnügen von Pommes mit quellender Mayonnaise oder überlaufendem Ketchup, Thüringer Bratwurst oder senfgetunkter Boulette hingeben.

Die Frittenkultur, die ihren Ursprung in der Geschichte des proletarischen Essens hat, ist heute längst etabliert. Und es partizipieren nicht nur die Leute mit den kleinen Geldbeuteln an ihr.

Pommes- und Bratwurstbuden werden inzwischen in allergrößter Selbstverständlichkeit auch von jenen frequentiert, die an höfische Repräsentationstafeln gehören, die es gewohnt sind, in stiller Umgebung zu dinieren. Die bürgerliche Vorstellung einer Eßkultur, die bestimmte Tischzuchten und die Benutzung von Geschirr, Tischdecke und Besteck als obligatorisch erklärte, wird in unserer Zeit ad absurdum geführt. Was über Jahrhunderte galt, ist an der nach Bratfett riechenden Imbißbude außer Kraft gesetzt. Der Soziologe Norbert Elias definiert: „Der gesellschaftliche Standard, in den der einzelne zunächst von außen, durch Fremdzwang, eingepaßt ist, reproduziert sich schließlich mehr oder weniger reibungslos durch Selbstzwang, der bis zu einem gewissen Grade arbeitet, auch wenn er es in seinem Bewußtsein nicht wünscht.“

An den Pommes-Ständen, den „neuen Orten der Menschlichkeit“, wie Heinrich Böll, der lebenslanglich ein Frittenbuden-Fanatiker war, sie genannt hat, sind die Zwänge des gesellschaftlichen Standards vorübergehend aufgehoben. Hier vereinigen sich nicht nur die Proletarier aller Bundesländer, sondern die Angehörigen sämtlicher sozialer Schichten und Klassen zum fröhlich-deftigen Schmaus. Die Imbißkultur kann nicht an der traditionellen bürgerlichen Eßkultur gemessen werden, sie hat, was die Ernährung betrifft, nur die Bedeutung einer Zwischenmahlzeit. Am Schnellimbiß soll es schnell gehen, und man ist frei von lästigen Restaurant-Ritualen, die einem die Zeit stehlen.

Am Imbißstand gibt es keine Etikette, höchstens Etikettenschwindel. Hier geht es direkt zu, alles ist frei einsehbar.

Es kann nichts verschleiert werden, wie etwa in den Hinterräumen klassischer Restaurants, wo die Köche wie die Heintzmannchen in ihren Töpfen, Tiegeln und Pfannen herumrühren.







Jeder weiß, daß die Welt an ihrem Ende mit Brettern vernagelt ist. Und jeder weiß auch, daß dies nicht stimmt. Denn erstens gibt es auf unserem Erdball kein Ende und zweitens an diesem Ende keinen Zaun. Dennoch erfreut sich dieser doppelte Verstoß gegen die Wahrscheinlichkeit großer Beliebtheit. Die Behauptung, am Ende der Welt sei ein Zaun errichtet, ist einer unserer Lieblingsirrtümer, eine jener exemplarischen Unwahrheiten, die nur wegen ihrer Lügenhaftigkeit vorgebracht werden oder um die Leichtgläubigkeit der Kinder auf die Probe zu stellen. Auch führen die Er-

zum ersten Mal auftaucht und nachweisbar ist? Läßt sich gar ein Urheber und Verfasser namhaft machen, der es geprägt hat?

Wer solche Fragen stellt, kommt an Büchmanns Lexikon der volkstümlichen literarischen und historischen Zitate nicht vorbei. Auch ich habe die nicht sonderlich vertrauenerweckende, aber verfügbare Taschenbuchausgabe der Geflügelten Worte aus dem Jahre 1957 zur Hand genommen – und war sogleich an Ort und Stelle. Der Weg des geringsten Widerstandes erwies sich als der kürzeste Weg zum Ende der Welt, und Büchmann hat ihn



wachsenen den Zaun am Ende der Welt manchmal zum Beweis dessen an, daß alles seine Grenzen habe. Sie glauben, hier leiste ihnen diese Barriere wider den Vorwitz gute Dienste. Von den gefährlichsten

gebahnt. Die Anreise ist kein Problem. Büchmann gibt sich als äußerst akkurater, zuverlässiger Führer. Er zitiert den Volksmund nicht nur – er korrigiert ihn auch: nicht „vernagelt“ sei die Welt an ihrem

he Detail. So ner Stadt, in ind ihrer geoschen Limes-Vest ein Wal-rden mußte. fte Bauzaun weiterungs-fain-Flug-chbroche-lie zumin-Palisaden i der Zeit, Paradoxie n der Vor-eltenende erade dort h zutage ich dieses it Brettern kt. In Wirk-die Welt am Ende – jedene, daß man



er ins Wan- r Verfasser di denn eile ein Autor nderts nicht otivschätzen chtiges Ge- dern nur dunkle Luft, zehn Tage lang. Dann ließ er an einer Stelle am Meer die Zelte aufschlagen, bestieg mit den Soldaten Schiffe und fuhr zu einer Insel hinüber, die nicht weit vom Lande entfernt war und von wo er Stimmen von Men-

einen Vogel noch sonst ein Tier, nur den Himmel und die Erde; denn sie sahen auch die Sonne nicht mehr, sondern nur dunkle Luft, zehn

Tage lang. Dann ließ er an einer Stelle am Meer die Zelte aufschlagen, bestieg mit den Soldaten Schiffe und fuhr zu einer Insel hinüber, die nicht weit vom Lande entfernt war und von wo er Stimmen von Men-

gelten Ende der Welt unterwegs sind, bringt gerade dieses Hindernis ein gewaltiges Stück voran. Sind die Paradiesmauer und jenes Törchen darin vielleicht das ursprüngliche Modell für den Zaun am Ende der Welt? Vielleicht! Aber eine Pforte, von der wir nicht einmal mit Sicherheit sagen können, sie sei aus Holz gewesen, und eine fugenlose Mauer von edlem

und Liberius, ließ ich mir billig genügen.“

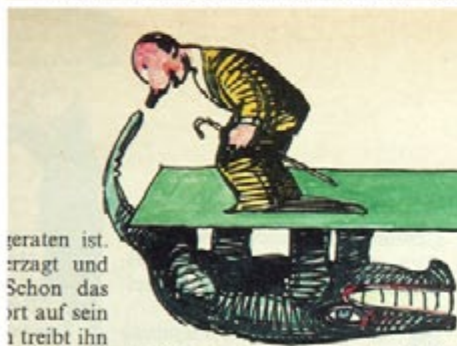
Aber einmal gerät auch Alexander an eine wirklich unüberwindliche Barriere, und zwar auf seiner riskantesten Fahrt, die ihn in jene Region führt, wo Weltende und Jenseits zusammenrücken, auf seiner Fahrt zum Paradies. Was keinem vor ihm gelang, das schafft der tapfere Alexander: er dringt zu Schiff auf einem der vier im Paradies entspringenden und gegen ihre Quelle hin immer reißender werdenden Flüsse bis an den Ort der



gelten Ende der Welt unterwegs sind, bringt gerade dieses Hindernis ein gewaltiges Stück voran. Sind die Paradiesmauer und jenes Törchen darin vielleicht das ursprüngliche Modell für den Zaun am Ende der Welt? Vielleicht! Aber eine Pforte, von der wir nicht einmal mit Sicherheit sagen können, sie sei aus Holz gewesen, und eine fugenlose Mauer von edlem

hin zu vernageln. Der obergermanische Limes bestand nämlich aus einer Reihe durch Querlatten miteinander verbundener Palisaden. Das Kernstück des Limes britan-nicus, des sogenannten Hadrianswalls,

zur Sicherun arbeiten am hafan bestan nen Betonele dest aus der F wirkten. Nur auf eine eige oder Ur stellung hinzuweis besonders tritt, we Welt ver- lichkeit, nā Weltende gar falls nicht in



geraten ist. rztigt und Schon das ort auf sein i treibt ihn r Reisende Der ist ein Bursche. Welt nicht st vielmehr anterweise

der Welt ausdrücklich als bloße Repertoirestücke für die gesellige Unterhaltung präsentiert – und numeriert?!

Liegt es da wirklich nahe, anzunehmen, wie Büchmann dies tut,

schen hörte, die griechisch redeten. Die Menschen selbst aber sah niemand.“ Der einzige wesentliche Unterschied zwischen dieser Stelle und dem Stück bei Johannes Olorinus besteht darin, daß dem Makedonenkönig dies alles nicht erst am Ende der Welt, sondern schon auf dem Weg dorthin widerfährt. Aber die Leere, die Finsternis, die Abwesenheit der Sonne und die hörbaren

an heute wirkliche Zufriedenheit mit der Rundheit der Welt bei vielen be- ter: nicht einstellen. Die Kugel- ter: gestalt der Erde macht das Reisen zur sinnlosen Irrfahrt. Gerade diese Kugel- gestalt, die len d- endlos in sich zurückrei- ge- chende Krümmung, ge- tut der Weite und Unermeßlichkeit Abbruch. Rundheit und Weite der Welt schließen einander letzten En-

in Fischamend nicht unerwähnt lassen und auch nicht die Victoria Bar auf dem großen Palace Pier in Brighton oder den End of the World's Club im israelischen Eilat, die Gastwirtschaft am Verdens Ende auf der Insel Tjome im Oslo-Fjord und schließlich das gastlichste Haus auf der ganzen Welt, das

ebenfalls an ihrem Ende liegt. Robert Walser hat in seiner Geschichte „Das Ende der Welt“ er-







Will McBride

Fleckhaus war ein großer Anreger, vor allem für den Fotografen Will McBride (1931–), den in Deutschland lebenden Amerikaner, den Fleckhaus 1959 kennenlernte. McBride wurde für zwei der wichtigsten Fotografen.

Für zwei arbeitete Fleckhaus mit bedeutenden Fotografen zusammen, darunter Will McBride, Charlotte March und Ulrich Mack.

„Ohne Herrn Fleckhaus wäre ich gar nichts geworden“, sagte Will McBride, der nach der Wende nach Berlin zurückkehrte, in seinem Atelier in Mitte. Immer wieder schickte der Art Director ihn mit der Idee für eine Geschichte los, deren Umsetzung er aber dem Fotografen überließ. So bat er diesen, zum Beispiel die Geburt seines Sohnes Shawn festzuhalten.

Fotograf Will McBride und Willy Fleckhaus



Als erstes Bild der Serie porträtierte McBride seine Frau Barbara hochschwanger – in offener Jeans. Für McBride war das Porträt ein Bild für den Abschied von der Jugend: daß Barbara (die später Wolfram Siebeck heiratete) nicht mehr in ihre Jeans passte.

Einmal schickte Fleckhaus McBride auch los, sich junge Leute zu schnappen und „ziellos herumzuwandern“. Der Fotograf sprach ein Paar auf der Straße an, kaufte Brot und Wein und dann vergnügten sie sich ein paar Tage in Wald und Wiese, einige der Bilder wurden zu Ikonen.

Ein andermal kam der Art Director aus New York zurück und erzählte begeistert, daß dort alle „Siddharta“ von Hermann Hesse läsen. Also flog McBride für sechs Wochen nach Indien, und machte die teuerste Reportage in der Historie des Blattes. Fleckhaus hätte Hesses Bestseller am liebsten verfilmt.



MUSS
MAN
HERMANN
HESSE
LEBEN?

Über drei Folgen
bevorsteht die
Leber des Hesse-
Lesers. So wie
es der deutsche
Dichter und Nobel-
preisträger
Hermann Hesse in
seiner Roman-
schöpfung „Siddharta“
veranschaulicht. Die
deutsche Liebe
zu Hermann Hesse
ist in Indien zu
empfinden, so und
so in Berlin.

Es ist, das ist in
der Handlungsmasse
eines, und die
Siddharta-Lektüre
ist eine wichtige
Leber, die die
Leber des Lesers
nicht nur
verändert, sondern
auch die Leber des
Lesers selbst.

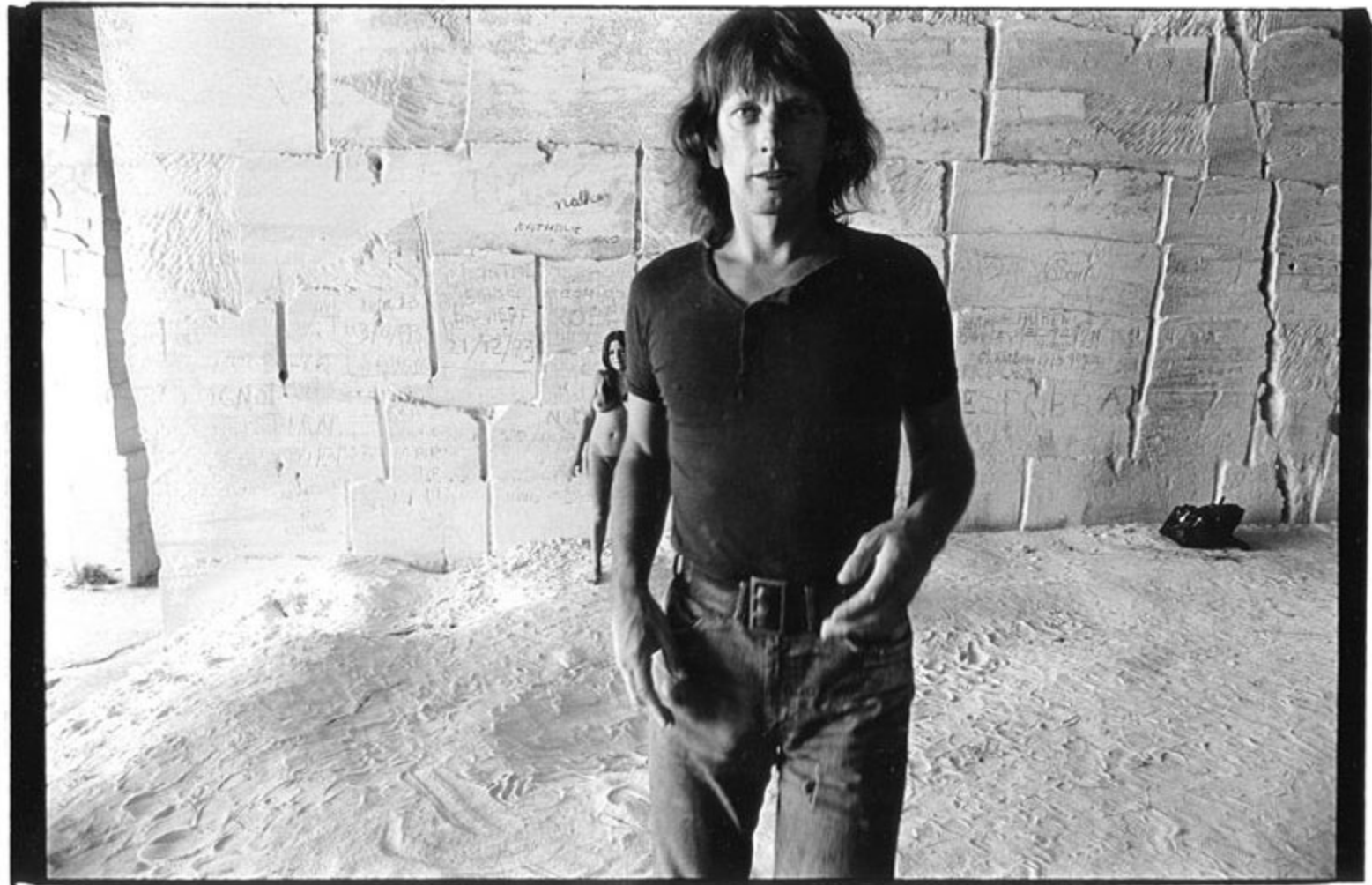
Der Schriftsteller
und Journalist
Alexander Pusch
kann das Wort.
In der Hesse-
Lektüre wird die
Leber, ein kleiner
Körper, der
einen kleinen
Körper hat.
Hermann Hesse
ist ein kleiner
Körper.













So lachet!











Im Manierismus begannen viele Künstler putzig zu gestalten. Ihre Figuren wurden rund, die Engelchen begannen zu lächeln, alles strahlte ein sehnsuchtsvolles Bild der Harmonie und des Wohlgefallens.

In Portugal findet man viele Beispiele dafür. So zum Beispiel diese Engelchen auf goldenem Grund, die Paulo Heitlinger in einer Kirche in Caminha (Nordportugal) fotografierte.





Werbung

Schriften aus Portugal

Wenn man sich jahrhundertalte Schrift-dokumente anschaut – zum teil recht wichtige Dokumente! – kann man nicht ignorieren, wie viele Emotionen damit verküpft waren. Wieviele Tränen, bei den Todesanzeigen? Welche Freude, bei der Ankündigung von Festen? Wieviel Stolz, bei den staatlichen Verträgen? Wieviel Spott, bei den humoristischen Zeitschriften?

Ich habe oft die Schriftstücke ausgewählt, die solche Emotionen verraten. Weil man einfach merkt, daß man nicht nur exemplarische Beispiele von grafischer Kunst gesammelt hat, sondern auch starke Signale über die Menschen, die solche Texte verfaßt oder benutzt haben. In der „Schrift“ ist die Botschaft eben nicht nur die Besonderheit von Buchstabenformen, sondern eben auch, was damit festgehalten wurde, und bis heute wirkt...

Für welche Leserinnen und Leser wurde dieses Buch geschrieben? Ohne Zweifel für diejenigen, die sich für die Geschichte und die Entwicklung der Formen verschiedener Schriftsystemen interessieren. Sie werden hier einige Kostbarkeiten entdecken, da die Geschichte Portugals auch, für einige Jahrhunderte, die



Geschichte Roms, die der Westgoten, Muslime und Juden umfaßte.

Dieses Buch wurde auch für diejenigen konzipiert, die sich für die Geschichte und die Kunst Portugals (und Spaniens) begeistern. Denn die Entwicklung der Lettern läuft oft parallel zu derjenigen der Architektur und der Bildenden Kunst – und dies ist an etlichen Beispielen festzustellen, die hier dem Leser gezeigt werden.

Portugal ist nicht das Heimatland weltbekannter Schriftmeister. Gelegen am äußersten Rand vom südwestlichen Europa, hat es die meiste Zeit

eine periphere Rolle in der Entwicklung von Schriften gespielt. Allerdings gab es da Ausnahmen: Immer wenn Portugal einen historischen Höhepunkt erlangte, haben nicht nur die Architektur und die Künste wunderbare Zeugnisse zustande gebracht, sondern auch die Schriftmeister entwickelten Dokumente, die keinen Vergleich mit den weltbesten scheuten.

Dies geschah in der westgotischen Zeit, in der manuelinische Epoche der großen Seefahrten, in der Reformzeit des Marquis de Pombal, im Barock von Johann V. Zwischendurch

blühten einzelne Beispiele von Könnerschaft auf: die Kalligraphielehre von Andrade, die witzigen Illustrationen des Zeichners und Verlegers Columbano Bordallo Pinheiro, die Illustrierten und die Poster von Stuart Carvalhais, die Grafiker der Art-Déco-Zeit, die sich bis in die 1950er ausdehnte.

Im Gebiet, welches heute Portugal heißt, blühten mehrere Weltkulturschriften: die römischen, die arabischen und die jüdischen. Aber erst in den letzten Jahren beginnt man zu verstehen, welche kulturelle Entfaltung dies bedeutet...

Mangels Maschinen, mangels Typenguß und anderer industriellen Merkmalen der Typografie war es für die begabten Portugiesen immer wieder nötig, das Handwerkliche zu perfektionieren. Das tat man mit handgezeichneten und handgemalten Schildern, Litografien, Azulejos und anderen Trägern.

Diese Perfektion wurde sogar auf andere Länder übertragen, wie, zum Beispiel, nach Brasilien.

Auch heute treffen wir portugiesische Illustratoren, die bezaubernde Schriften von Hand zeichnen können. Von den Zeitgenössischen wollen wir Fachleute wie der Grafikdesigner Jorge Silva oder der Typefacedesigner Dino dos Santos nicht vergessen; sie beleben die kleine, aber feine Grafikszenen Portugals mit herausragenden Arbeiten.



Die meisten Schriften, die in diesem Buch gezeigt und kurz kommentiert werden, stammen aus Portugal. Aus den frühen Zeiten, in denen es noch kein Portugal gab, werden Schriften gezeigt, die auch aus Spanien stammen – für die Römer war dies sowieso eine Verwaltungseinheit. Auch für die Westgoten, welche die Iberische Halbinsel beherrscht haben. Die Muslime brachten wichtige Kulturbeiträge in die Iberische Halbinsel und die Juden hatten ohnehin ihren eigenen Religions- und Kulturbereich.

Wie ist dieses Buch entstanden?

Jorge Silva hat 2016 in einem Interview für die Zeitschrift Slanted behauptet, daß es in Portugal wenig Interesse für unsere wichtigen Profis gibt, für diejenigen, die uns herausragende Arbeiten hinterlassen haben. So begann er, Biografien und Arbeitszeugnisse über wichtige Grafiker aus Portugal zu publizieren – die Reihe „D“. Er war der allererste, der so etwas überhaupt gemacht hat.

Vor etwa 17 Jahren begann meine intensive Forschung über Typografie. Viele Themen wurden durch eine genaue und umfassende historische Untersuchung erforscht. Oft kam am Ende dieser Recherchen ein Font heraus; damit konnte ich alles zusammenfassen, was ich gelernt hatte. So entstanden Fonts aus der manuelinischen Zeit, aus den Inkunabeln, aus der Renaissance und aus der Moderne.

Da ich oft nicht-typografische Schriftstile untersucht habe, kamen auch eine Reihe von ungewöhnlichen Fonts heraus. Zum Beispiel Stencilschriften, Art-Déco-Alphabete, Elementar-Alphabete. Die meisten dieser Digitalisate werden inzwischen zum Verkauf auf www.tipografos.net angeboten. Dieses Buch beschreibt diese Fonts nur am Rande. Mein Hauptziel war die Wiedergabe eines grafischen Universums, welches, so hoffe ich, bald auf mehr Interesse stossen wird.

Lissabon, von Kulturas

Eine Übersicht über Sehenswürdigkeiten, Geschichte, Kultur, Wirtschaft, Musik, Gastronomie, Cafés und viele überraschende Entdeckungen... Die Vitalität einer 2.000 Jahre alten Stadt.

Eines gelbe Straßenbahn schmückt die Titelseite – und dann kommen viele Überraschungen. Eine Beschreibung von Plätzen, Kirchen, Monumente, Parks, Restaurants, Caféhäuser in Lissabon gibt einen frischen, ungewohnten und überraschenden Blick auf diese gar nicht so kleine Welt am Rande Europas. Verschiedene Blickrichtungen zeigen uns das traditionelle, aber auch das moderne Lissabon. Ein aktuelles E-Book von Paulo Heitlinger.

Lissabon ist heute das politische, wirtschaftliche und kulturelle Zentrum des Landes und erfreut sich in den letzten Jahren einer wachsenden Anzahl von Besuchern. Der Autor schaut auf die lange Vergangenheit seiner Geburtsstadt zurück, und schaut auch von der Gegenwart in die Zukunft. Ein genußvolles Bild über eine Stadt voller Charme und Überraschungen – von der manuelinischen Prunkarchitektur bis zu den armen Gassen der Altstadt.



Ausflüge nach Sintra, Cascais, Estoril, Santarém und das südliche Tejofer.

Lissabon, von Kulturas

E-Book im PDF-Format.

Sprache: Deutsch, 1. Ausgabe: April 2017.

Autor: P. Heitlinger

500 Seiten, Format DIN A4 - quer

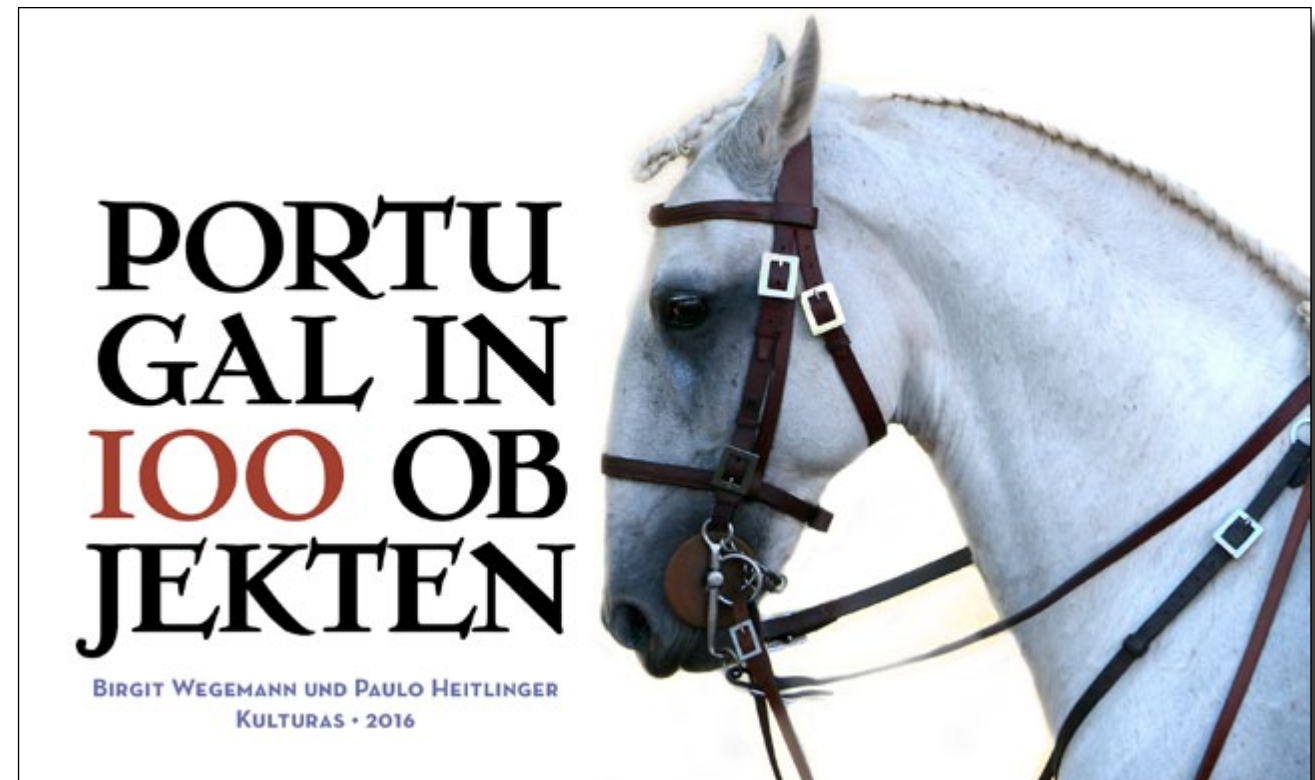
600 Abbildungen!

Portugal in 100 Objekten

Eine Übersicht über Geschichte, Kultur, Wirtschaft, Literatur, Musik, Volkskunst, und viele Entdeckungen... Die Vitalität der Portugiesen, in der ältesten Nation Europas zu Hause...

Ein stolzes Lusitano-Pferd schmückt die Titelseite – und dann kommen viele Überraschungen. Eine Beschreibung von 100 Objekten aus Portugal soll einen frischen, ungewohnten und überraschenden Blick auf diese gar nicht so kleine Welt am südwestlichen Rande Europas werfen. Es soll 100 ganz verschiedene Blickrichtungen aufbauen, die uns die vielfältigsten Eigenschaften des Land und deren Einwohner näherbringen. Ein Buch von Birgit Wegemann und Paulo Heitlinger.

Die Autoren schauen auf eine lange Vergangenheit zurück, und sie schauen auch von der Gegenwart in die Zukunft. Die Auswahl geht von der fünftausend Jahre alten Kupferaxt bis zur nautischen Karte, vom traditionellen Umhang aus Lodenstoff bis zur Multibanco-Bankkarte, die heute praktisch jeder Portugiese benutzt.



Ein besseres, und vor allem ein übersichtliches Bild? Wir hoffen, die richtigen Mosaiksteine gefunden zu haben. Diese Publikation Portugal in 100 Objekten soll viele Facetten zeigen, Geschichten über die Regionen Portugals erzählen. Alte Geschichten, von vor der Staatsgründung des kleinen (großen) Portugals – und seine jüngste Geschichte, bis zum heutigen Tage.

Portugal in 100 Objekten

E-Book im PDF-Format.

Sprache: Deutsch

2. Ausgabe: April 2017.

Autoren: P. Heitlinger u. B. Wegemann

440 Seiten, Format DIN A4 - quer

630 Abbildungen!

Azulejos aus Portugal und Spanien

Kachelkunst aus Portugal und Spanien. Bildband und ausführliche Dokumentation. Eine E-book von Paulo Heitlinger und Birgit Wegemann. 4., überarbeitete und ergänzte Ausgabe, 2017. In www.portugal-kultur.de

Warum denn Azulejos aus Portugal *und* aus Spanien? – werden sich einige Leser fragen. Sind nicht tatsächlich die Portugiesen die einzigen, die es zur wahren Meisterschaft in der Bemalung von den allgegenwärtigen blau-weißen Kacheln gebracht haben? Nach vielen Ausflügen kreuz und quer durch Spanien sind die Autoren zur Einsicht gekommen, daß es auch dort jede Menge hervorragender Beispiele gibt, über die man genauer berichten sollte.

Nicht nur die Lusitaner haben, sondern auch in verschiedenen Gegenden Spaniens hat man Fliesen und bemalte Azulejos erster Güte hervorgebracht. Die Portugiesen haben es zwar zur wahren Meisterschaft im Selbstlob gebracht, sind aber mit



Sicherheit nicht die Einzigen, die ausgezeichnete Azulejos hergestellt haben.

Die wahrhaft weltweite Dimension des Azulejo wurde vielleicht zum ersten Male eindringlich deutlich in einer hervorragenden Ausstellung, die von der Stiftung Calouste Gulbenkian in Lissabon (Ende 2013 bis Anfang 2014) veranstal-

Von Eduardo Nery über Maria Keil bis Ivan Chermayeff – auch alle moderne Autoren der Kachelkunst sind in diesem umfassenden Werk dokumentiert.

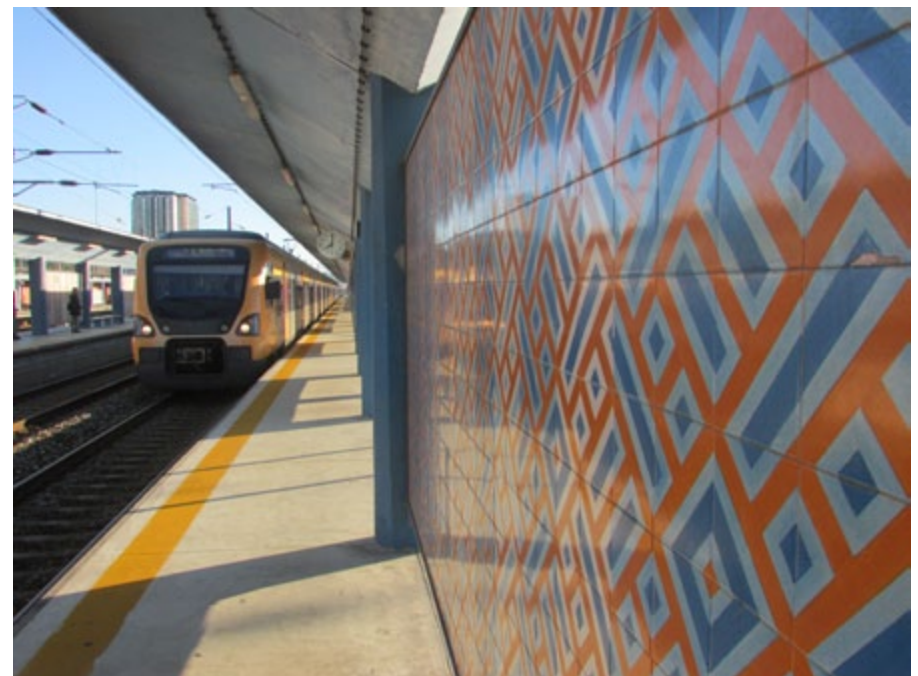
tet wurde: *O Brilho das Cidades. A Rota do Azulejo*. Fast 200 glasierte Keramiken aus Ländern wie Iran, Syrien, Ägypten, Tunesien, Frankreich, Italien, Spanien, Belgien, Holland und Portugal haben veranschaulicht, wie weit und komplex die Welt des Azulejos ist. Zu dieser einmaligen Schau kommentierte Kurator Pleguezuelo: „Die Politik hat die geographischen Räume abgetrennt, aber was man hier sehen kann, ist das Gemeinsame“. Die Azulejos, welche die Stiftung Gulbenkian zusammentragen ließ, zeigen viel mehr Gemeinsamkeiten als man hätte vermuten können.

Erinnern wir uns: Die älteste Art der Herstellung von Wandfliesen, die im Al-Andalus praktiziert wurde, ist die sehr arbeitsintensive *Alicatado*-Technik. Aus größeren Tonplatten wurden Formen unterschiedlicher Geometrie ausgeschnitten und dann farbig glasiert (Blau, Grün, Gelb, Schwarz). Diese kleinteiligen Azulejos hat man anschließend auf einem Mörtelgrund zu komplexen Mosaikmustern zusammengesetzt.

Die meisten frühen Azulejos, die in Portugal nachweisbar sind, stammen aus sevillanischen Werkstätten – eine erste starke Verbindung zwischen Portugal und Spanien. Außerdem haben die Autoren nicht vergessen, daß sowohl die Portugiesen als auch die Spanier Azulejos in ihre Kolonien exportiert haben; deswegen wurde ein aufmerksamer Blick nach Brasilien und Mexiko geworfen.

Azulejos sind eine Erfindung der Mauren, die sie im 14. Jahrhundert in der Iberischen Halbinsel einführten. Als jene im 16. Jahrhundert das Land verlassen mußten, übernahmen die Spanier deren Kunst und verfeinerten sie. Von den Spaniern wiederum übernahmen die Italiener, die Portugiesen und die Niederländer die Technik und brachten es darin zur Vollkommenheit.

Gibt es wesentliche Unterschiede zwischen spanische und portugiesische Azulejos? Vielleicht in der Farbigkeit. Das Blau-Weiß scheint in Portugal zu überwiegen, obwohl man auch hier Farben wie Grün, Violettbraun, Gelb und Ocker oft bevorzugt hat. Die Pauschalie-



rung ist immer gefährlich, aber trotzdem meinen die Autoren, daß die spanischen Kacheln öfter mit kräftigen, bunten Farben bemalt wurden – egal, ob es sich um figürliche Malerei oder nur um Dekor-muster handelte. In Spanien ist eben nicht nur die sprachliche Rhetorik, sondern auch die visuelle Sprache akzentuierter. Dieser buntere, manchmal grellere Stil kam im fernen Mexiko gut an – und bildet die Grundlage der sog. mexikanischen Talavera-Keramik.

In diesem Buch haben die Autoren die Parallelen in der Entwicklung der Azulejos und des Fayencegeschirrs aufgezeigt und dokumentiert – ein Aspekt, der oft in der Fachliteratur fehlt. Primär galt ihre Aufmerksamkeit der Funktionalität des Fayencegeschirrs im Esszimmer, in der Küche und im Lagerhaus. Doch haben sie keinesfalls ignoriert, daß Keramik immer wieder als Schmuck- und Dekorationsartikel produziert wurde. Besonders amüsant sind die verrückten Kreationen des portugiesischen Grafikers, Illustrators, Zeitungsmachers und Keramikers Rafael Bordallo Pinheiro, die in Caldas da Rainha aufbewahrt werden.

Inhaltsverzeichnis + Leseprobe:

www.pheitlinger.de/ebooks



Das Azulejos-Buch wurde mit Aufnahmen aus April 2017 erweitert. In diesem Bild, einige sehr frühe Azulejos in Portugal. Sintra.

Porto, von Kulturas

30 Reportagen mit Stadtbildern und Gebrauchsanleitungen zur Hauptstadt des portugiesischen Nordens. Von P. Heitlinger und Birgit Wegemann. E-book im PDF-Format. 4. Ausgabe, 2017. 400 Seiten. Zu kaufen bei www.pheitlinger.de

Was Sie schon immer über die „Hauptstadt des Nordens von Portugal“ wissen wollten: das Bekannte, das weniger Bekannte und das wirklich Interessante! Wir haben eine breite Palette von Themen zusammengestellt, um einen spannenden Stadtführer zu schreiben, der Sie in die „Hauptstadt des Nordens“ einführt und begleiten wird.

30 Reportagen und zahlreiche Bildstrecken vermitteln vielfältige Einsichten die Kultur, Politik, Musik, Kunst, Kinowelt, Fußball und viele andere Bereiche – und stellen Menschen vor, die der Stadt Porto ihr ganz spezifisches Flair verleihen. Dazu zeigen wir alle Plätze, Monumente, Gebäude, Märkte, Erholungsgebiete, Stadtparks, Strände und Landschaften der Umgebung, die Porto zum Erlebnis machen. Außerdem: 13 Ausflüge rund um die Stadt Porto.



Dabei ist **Porto** kein konventioneller City-Guide. Irreverent und unsentimental legen wir die Stadt offen – mit dem Humor und dem kritischen Blick von Autoren, die das Stadtleben seit Jahren verfolgen. Wir liebken nicht, sondern büsten kräftig gegen den Strich. Aus dem Inhalt: Die Art-Déco-Stadt. Die Literaturgrößen. Die Medienstalter und die Ausstellungsmacher. Die Casa da Música. Die Architekturschule von Porto. Das

Lebenswerk von Álvaro Siza Vieira und Souto Moura. Augustina Bessa-Luis. Manoel de Oliveira, der ewige Filmemacher. Die Rockszene Portos: Rui Veloso, Sérgio Godinho, Pedro Abrunhosa, Capi-cua & Co. Fußball-Boss Pinto Costa, u.v.m. Natürlich auch: Portwein, Francesinhas, und die Briten von Porto.

Inhaltsverzeichnis + Leseprobe:

www.pheitlinger.de/ebooks

Reisen auf den Spuren der Westgoten

Durch Spanien und Portugal: Städte, Monumente, Museen, Monarchen, Kunst, Kirchen, Bücher und Gesang. Eine Führung von Birgit Wegemann und Paulo Heitlinger. 3. Auflage, 2016. 412 Seiten im PDF-Querformat. 500 Abbildungen.

Die Kultur der westgotischen Ära in der Iberischen Halbinsel ist eine der am wenigsten dokumentierten. So dauerte es einige Jahre, bis die Autoren Paulo Heitlinger und Birgit Wegemann genügend Material zusammentragen, auswerten und verstehen konnten, um das nun vorliegende E-book fertigstellen zu können.

Und dann dachten wir, vielleicht hätten Sie Lust, diese Entdeckungen mit uns zu teilen. Und so kam es zu diesem wahrhaft „alternativen Reiseführer“.

Die Grundidee: Sie machen einen wunderschönen Urlaub, kreuz und quer durch Spanien und Portugal, und lernen dabei einige besonders interessante Zeugnisse der westgotischen Zeit kennen.

Reisen auf den Spuren der Westgoten durch Spanien und Portugal

Städte, Monumente, Museen,
Monarchen, Kunst, Kirchen,
Bücher und Gesang. Eine Führung
von B. Wegemann + P. Heitlinger



lernen. Sie entdecken die mozarabische Architektur und die Bauten der frühen asturischen Könige.

Die Schwierigkeiten, einen Überblick über die Bauten, Kunstprodukte und Dokumente zu bekommen, ergeben sich aus der historischen Entwicklung selbst. Die erste visigotische Monarchie war eine Zeit großer Unruhe und vieler Umbrüche.

Sie beginnt mit den Invasionen der sog. „Barbaren“, um 409, und wird von der islamischen Beherrschung, ab 711, vernichtet. Aber nur teilweise, denn sie findet in der mozarabischen Kultur eine Fortsetzung.

Die Neuformierung der Christen in den Bergen Asturiens wird schließlich in die lang anhaltende

Reconquista führen, an deren Ende zwei neue Staaten entstanden sind: Portugal und Spanien.

Die Dokumentation beschreibt und illustriert die verschiedenen Etappen dieser komplexen Evolution. Das bedeutet, daß die ganze Iberische Halbinsel – Spanien, Portugal und auch noch die balearischen Inseln – nach Spuren der Westgoten durchsucht werden mußte...

Für die Kompilierung der Texte in diesem E-book haben wir eigene Recherchen geführt und uns auf folgende anerkannte Autoren gestützt: Javier Arce, Katherine Fischer Drew, Christoph Eger, Peter Klein, Emil Hübner, Claudio Torres und Virgilio Lopes (Campo Arqueológico de Mértola), José Mattoso, Mário Jorge Barroca, sowie auf Texte und Bilder von namhaften Museen und Bibliotheken.

Reisen auf den Spuren der Westgoten. Von Paulo Heitlinger und Birgit Wegemann. PDF im Breitformat. 412 Seiten. Inhaltsverzeichnis + Leseprobe: www.pheitlinger.de/ebooks

Möchten Sie benachrichtigt werden, wenn das nächste E-book von Kulturas erscheint? Dann schicken Sie bitte eine kurze E-mail an pheitlinger@gmail.com mit dem Betreff «E-books»



Keramik in Spanien und Portugal

Das E-Book, das eine unterhaltsame Beschreibung der Entwicklung der Nutzkera-
mik auf der Iberischen Halbinsel
liefert. 500 Abbildungen auf 450 Seiten,
Erstausgabe 2013. Dritte Ausgabe, 2016.

Kann man die 6.000-jährige Entwicklung der Nutzkera-
mik auf spannende, unterhaltsame
und dennoch wissenschaftlich fundierte Art
erzählen? In diesem reich bebilderten E-Book
wird der Bogen von der ersten Cardialkeramik
(4.000 Jahre v.u.Z.) bis zur Tonkunst der Gegenwart
gespannt. Von den Vasen der Glockenbecherkultur
bis zu den modernen Kreationen der Terrissa aus
Katalunien. Das Material wurde in verschiedenen
Werkstätten, Keramik-Museen in Portugal und
Spanien, aber auch auf unzähligen Begegnungen
mit Oleiros und Alfareros, den Meistern der Zunft,
gewonnen. Das Resultat ist eine einmalige Zusam-
menstellung über ein Handwerk mit einer großen
Tradition!

Inhaltsverzeichnis + Leseprobe:

www.pheitlinger.de/ebooks



Dieses E-Book vom Kulturas-Verlag gibt es im gut lesbaren PDF-Format.

Es kann auf der Website www.pheitlinger.de/ebooks bestellt werden.

450 Seiten. Bezahlung online per Paypal, oder per Banküberweisung.

Stein und Kupfer

Archäologischer Wegführer durch Portugal und Spanien. Eine Beschreibung des Neolithikums und des Chalkolitikums auf der Iberischen Halbinsel. Berichte über die Forschung bis zum heutigen Stand. Beschreibung aller wichtigen, besuchbaren Anlagen, von Nord bis Süd und Ost bis West.

Kann man eine 7.000-jährige Entwicklung auf spannende, unterhaltsame und dennoch wissenschaftlich fundierte Art erzählen? Wir meinen: Ja! In diesem reich bebilderten E-Book (über 450 Abb.) wird der Bogen von der ersten Cardialkeramik (4.000 Jahre v.u.Z.) bis zu der Kultur der Castros gespannt.

Es gibt eine breite Leserschaft, die sich brennend für die Themen der Altertumsforschung, für geschichtliche Zusammenhänge und für die Genese der Gesellschaften interessiert. Zu diesen Themen kaufen sie illustrierte Zeitschriften, lesen spannende journalistische Beiträge, sehen sich TV-Berichte an, und stehen sogar Schlange, um gute Ausstellungen zu besuchen, die inzwischen auch in Portugal geboten werden.



**Dieses E-Book vom Kulturas-Verlag gibt es im gut lesbaren PDF-Format.
Es kann auf der Website www.pheitlinger.de/ebooks bestellt werden.
320 Seiten. Bezahlung online per Paypal, oder per Banküberweisung.**

Diese Leser verfügen trotzdem nicht über das Fachvokabular und die Spezialistensicht, die immer noch die meisten Archäologen an den Tag legen, wenn sie Bücher oder Artikel schreiben. Also war unsere Aufgabe verhältnismäßig einfach: wir reden mit den Archäologen, versuchen möglichst genau zu verstehen, was sie treiben und wie sie arbeiten – und „übersetzen“ dann ihre Forschungsergebnisse und globale Einsichten in die Sprache, die möglichst alle Enthusiasten der Prähistorie verstehen.

Ist uns diese Aufgaben gelungen? Ihr Interesse, lieber Leser, wird uns diese Frage beantworten. Und Sie werden hoffentlich viel Spaß, Unterhaltung und Wissen darin finden. Wir haben das Format so gewählt, daß Sie es bequem im Museum konsultieren können, und handlich genug, wenn Sie vor einem großen Dolmen in der Landschaft stehen, und gerne gewußt hätten, wie es gebaut wurde und was darin gefunden wurde.

So wollen wir wieder zusammenbringen, was eine zentralistische Museumspraxis mit sich gebracht hat: Die Entfremdung von Denkmal und Siedlung zu den Kultobjekten oder Werkzeugen, die zu ihnen gehören.



Stein und Kupfer

E-Book von Kulturas, im PDF-Format.

Sprache: Deutsch / 2. Ausgabe: April 2017.

Autoren: P. Heitlinger u. B. Wegemann

320 Seiten, Format: quer.

Kaufen Sie per Paypal oder per Banktransfer. In der Regel steht Ihr persönliches Exemplar vom e-Book in 12 - 24 Stunden zum Download bereit. Wir benachrichtigen Sie per email. Inhaltsverzeichnis + Leseprobe:

www.pheitlinger.de/ebooks